

So wahr mir Gott helfe

Wer betet, muss handeln



TEXT **DR. WERNER KLEINE**
BILD **CHRISTOPH SCHÖNBACH**

Die Zeiten waren schon immer rau. Der Mensch erlebte sich den natürlichen Gewalten ausgeliefert. Als Wesen, das mit Verstand begabt ist, suchte er von Beginn an, die Welt zu verstehen. Schon früh versuchten Mythen, in denen Urmütter und –väter die Welt erschufen und Götter das menschliche Schicksal prägten, das Unheimliche fassbar zu machen.

Je mehr der Mensch die Welt verstand, desto mehr entdeckte er, dass die Welt berechenbar und verlässlich war. Mathematik und Physik führten schon die alten Griechen zu der Frage nach der Metaphysik; also nach dem, was hinter der sichtbaren Welt steht und sie doch im Innersten zusammenhält. So sehr aber der Mensch auch um das Verstehen der Schöpfung rang, so sehr erlebte er sich ihr ausgeliefert. Aller Berechenbarkeit zum Trotz wurde ihm angesichts der Naturgewalten bewusst, wie klein seine Existenz wirklich war.

So fing der Mensch an, zu beten, die Götter mussten gnädig gestimmt werden. Er hielt Riten und Kulte ab und brachte Opfer dar. Der Mensch unternahm viel, um die Götter zu manipulieren. Doch immer wieder musste er feststellen, dass die Götter sich nicht vorschreiben ließen, was sie zu tun und zu lassen hatten. Immer wieder führten sie dem

Mensch seinen Grundirrtum vor Augen: Nicht du, Mensch, sagst, was geschieht.

Die menschliche Hilflosigkeit

Es hat sich nicht viel geändert, seit diesen alten Zeiten. Auch heute noch ist Gott offenkundig vor allem dann gefragt, wenn der Mensch Störungen in seinem Wohlbefinden verspürt. In den kleinen und den großen Krisen der Welt erschallt schnell die Klage: Wo bist Du Gott!? Wie kannst Du das zulassen!?

Fast schon reflexartig fängt auch der moderne Mensch an, zu beten. Israel und Gaza liegen im Krieg miteinander: Wir beten für den Frieden. In der Ostukraine wird gekämpft und ein ziviles Flugzeug abgeschossen: Wir beten für den Frieden. Im Irak verbreitet die Terrorgruppe IS, bei der nicht wenige deutsche Islamisten beteiligt sind, Furcht und Schrecken und bedroht Jesiden und Christen: Wir beten ... – nein, das betrifft uns nicht direkt, genau so wenig wie viele andere Konflikte in der Welt. Denn wenn das Gebet für den Frieden wirken würde – die Kriege dieser Welt gäbe es nicht.

Das ist eine ernüchternde Erkenntnis. Und doch zeigt schon ein Blick in die in vielen Kirchen ausliegenden Fürbittbücher, dass Gott für viele offenkundig immer noch dafür

zuständig ist, die eigene kindliche Unschuld zu bewahren. Gott soll handeln, der Mensch nur empfangen. Im Liegestuhl des Gebetes kann auch die eigene Ohnmacht noch machtvoll kaschiert werden. Und so beten die Frommen für den Frieden, um Heilung und Berufungen. Wenn das Gewünschte eintritt, dann hat das Gebet gewirkt; wenn nicht: dann muss man mehr beten. Und so werden die gefalteten Hände Gott gegenüber zu einer Drohbärde: Hier hast Du unser Gebet, das wir mit vielen Worten vor dich bringen. Jetzt handle Du! Das haben wir uns schließlich verdient!

Ein zynischer Gernegroß

Der Mensch, der so betet, wäre gerne groß, so groß, dass Gott seinem Wort gehorcht. Ein Mensch, der so betet, ist zynisch. Er wähnt sich in einer Nähe Gottes, die er durch sein Gebet bewirkt. Sein Gebet ist zauberhaft und magisch, denn er bildet sich ein, mit ihm könnte er die Welt verändern. Er muss nur die richtigen Worte oft genug sprechen, dann wird Wirklichkeit werden, was er betet. Wie ein kleiner Popanz gehorcht Gott ihm auf das Wort. Und darauf ist er stolz, so stolz, dass er zynisch auf die herabblickt, die in seinen Augen nicht oder nicht richtig beten.

(Fortsetzung Seite 3)



EDITORIAL/MELDUNG

Editorial



Liebe Leserinnen und Leser,

logisch! ist diesmal umfangreicher als sonst. Das liegt nicht zuletzt an den Entwicklungen der vergangenen Wochen. Der Brandanschlag auf die Barmer Synagoge in der Nacht zum 29. Juli 2014 zeigt, wie zerbrechlich der Friede auch in unserer Gesellschaft ist. Friede ist nicht einfach da. Er muss immer wieder

neu erarbeitet werden. Das zeigt nicht nur der Leitartikel dieser Ausgabe, der die landläufige Praxis des Betens hinterfragt. Der in Jerusalem lebende und arbeitende Theologe Till Magnus Steiner wirft in seinem Beitrag „Mit Zuversicht auf den Fels Israels“ einen besonderen Blick auf die Komplexität des Staates Israel. Wie notwendig solche Differenzierungen in einer Zeit sind, in der Vorurteile und krude Ressentiments wieder den Frieden unserer Gesellschaft bedrohen, zeigt übrigens auch der auf unserer Homepage erschienene Artikel „Das Wort Synagoge“ von Daniela Ullrich (www.kck42.de/synagoge). Hörenswert sind in diesem Zusammenhang die Interviews mit Sebastian Goecke von der Wuppertaler Initiative für Demokratie und Toleranz sowie mit Artour Gourari von der jüdischen Kultusgemeinde in Wuppertal, die wir am Ende des Artikels präsentieren.

Bildung ist eine wichtige Voraussetzung für die Fähigkeit zu differenzieren. Welche Ri-

siken Menschen mitunter eingehen, um Bildung zu ermöglichen, erzählt die Reportage über einen kubanischen Untergrundbibliothekar von Øle Schmidt. Sie wird ergänzt von einem Interview mit Michael Kozinowski. Der Inhaber der Buchhandlung von Mackensen in Wuppertal-Elberfeld spricht über die Bedeutung des Buches als wichtigem Kulturgut.

Dass eine differenzierte Betrachtung auch in der Kirche selbst immer wieder notwendig ist, zeigt der Beitrag von Eduard Urssu über die Stabsstelle zur Prävention von sexuellem Missbrauch im Erzbistum Köln. Die kritische Gegenrede von Øle Schmidt macht deutlich, dass eine Stabsstelle alleine offensichtlich nicht ausreicht, um die existentielle Dramatik des Themas überhaupt zu erfassen.

Das alles verspricht also eine spannende Lektüre.

Ihr Dr. Werner Kleine, PR

„Do it! Transfer“ und „Zündfunke“ ausgezeichnet

Zwei WDR-Kinderrechtepreise gehen nach Wuppertal

TEXT EDUARD URSSU

Am 21. September wird der WDR-Kinderrechtepreis zum zehnten Mal verliehen. Schirmherrin in diesem Jahr ist Ministerpräsidentin Hannelore Kraft, die der Jury mit Fachleuten von Kinderorganisationen angehört. Über die Preisvergabe entschied zudem gleichberechtigt eine Kinderjury. Der Hauptpreis, dotiert mit 2.500 Euro, geht in diesem Jahr an „Do it! Transfer“, das Vormundschaftsprojekt der Diakonie Wuppertal. Unter den Preisträgern ist auch das „Unternehmen Zündfunke – Kinderhaus Luise Winnacker“ aus Wuppertal. Die Initiative mit Sitz im Rutenbecker Weg 159 erhält 500 Euro.

„Do it! Transfer“ ist ein Gemeinschaftsprojekt der Diakonie Wuppertal und dem evangelischen Verein für Betreuungen, Vormundschaften und Pflegschaften e.V. Betreut werden rund 80 Kinder in Wuppertal, unbegleitete Flüchtlinge, die in Jugendhilfeeinrichtungen untergekommen sind. Sie waren alleine nach Deutschland gekommen, in der Hoffnung auf Sicherheit und eine neue Lebensperspektive. Hier müssen sie sich nun in einer völlig fremden Umgebung, Kultur und Sprache zurechtfinden. Sie brauchen Menschen, die sich vertrauensvoll um sie kümmern. Daher stellen die Projektmitarbeiter ihnen ehrenamtliche Vormünder zur Seite, welche die Interessen der Kinder vertreten.

Sie werden bei der Suche nach einer passenden Schule unterstützt, aber auch im Hinblick auf ihre aufenthaltsrechtliche Situation. „Do it! Transfer“ gibt es seit 2007 und wird unter anderem vom Europäischen Flüchtlingsfonds, der UNO-Flüchtlingshilfe und Lichtblicke gefördert.

Die Jury des WDR-Kinderrechtepreises lobte auch das „Unternehmen Zündfunke/Kinderhaus Luise Winnacker“ für seinen langjährigen Einsatz für benachteiligte Kinder. Vor allem der lange Atem der Initiative und die kreative Umsetzung der Kinderrechte auf Bildung, Gesundheit, und Schutz vor Benachteiligung, beeindruckten die Jury. Das Unternehmen Zündfunke ist seit 1995 tätig und betreut im Moment fast 200 Kinder und Jugendliche im Alter von 6 bis 17 Jahren. Neben den hauptamtlichen Mitarbeitern sind bis zu 20 Lehramtsstudenten in die Arbeit des Kinderhauses im Rutenbecker Weg eingebunden. Eine Win-Win-Situation. Einerseits werden Kinder und Jugendliche betreut, die verhaltensauffällig sind, erziehungsschwierig und lerngebremst. Andererseits erhalten die Lehramtsstudenten die Gelegenheit, sich parallel

zum Studium praxisnah mit herausfordernden Schülern zu erproben und sich somit für den künftigen Lehrerberuf zu qualifizieren.

Die UN-Konvention für die Rechte von Kindern ist im November 1989 verabschiedet worden und garantiert Kindern umfassende Bürgerrechte. Zumindest auf dem Papier. Deutschland hat die Konvention erst 1992 unterzeichnet. Trotzdem klafft zwischen der formalen Zusicherung der Bürgerrechte und deren Umsetzung noch eine große Lücke. „Der WDR-Kinderrechtepreis will vor diesem Hintergrund sehr praxisnah die Umsetzung der Konvention fördern“, heißt es in der offiziellen Stellungnahme der Jury. •

Information

Das Vormundschaftsprojekt der Diakonie Wuppertal ist telefonisch unter **0202-496 970** zu erreichen. Homepage: www.do-it-transfer.de

Das „Unternehmen Zündfunke“ ist unter der Rufnummer **0202-741 206** erreichbar. Homepage: www.unternehmen-zuendfunke.de

Anzeige

Bestattungen
Kotthaus
Friedrich Kotthaus GmbH

Beerdigungsinstitut
seit 1902

Lindenallee 21
42349 Wuppertal (Cronenberg)
Telefon **02 02 / 47 11 56**
www.bestattungen-kotthaus.de
info@bestattungen-kotthaus.de

BESTÄTTER
VOM HANDWERK GEPRÜFT

Erd-, Feuer- und Seebeisetzungen
Überführungen im In- und Ausland
Übernahme sämtl. Formalitäten
Bestattungsvorsorge und Sterbegeldversicherung
Abschiedsraum in würdiger Umgebung
Tag und Nacht dienstbereit



LEITARTIKEL/ARTIKEL

(Fortsetzung von Seite 1)

Damit der gernegroße Beter in seiner magischen Illusion nicht gestört wird, muss es still sein. Denn angeblich kann man Gott nur in der Stille hören. Der Popanz der Frommen ist offenkundig nicht in der Lage, sich in der von ihm geschaffenen Welt, Gehör zu verschaffen.

Eine Lehre für den schwächtigen Beter

Auch Christen sind vor diesem Irrtum nicht gefeit, hören sie ihn doch in zahlreichen Predigten und Gebetsmahnungen: Sei still, wenn Du Gott hören willst; denn Gott spricht leise! – Und als Rechtfertigung wird auf die berühmte Stelle aus dem 1. Buch der Könige verwiesen. Dort wird erzählt, was sich nach der Ankunft des Propheten Elia am Berg Horeb ereignete:

„Dort ging er in eine Höhle, um darin zu übernachten. Doch das Wort des Herrn erging an ihn: Was willst du hier Elia? Er sagte: Mit leidenschaftlichem Eifer bin ich für den Herrn, den Gott der Heere, eingetreten, weil die Israeliten deinen Bund verlassen, deine Altäre zerstört und deine Propheten mit dem Schwert getötet haben. Ich allein bin übriggeblieben, und nun trachten sie auch mir nach dem Leben. Der Herr antwortete: Komm heraus, und stell dich auf den Berg vor den Herrn! Da zog der Herr vorüber: Ein starker, heftiger Sturm, der die Berge zerriss und die Felsen zerbrach, ging dem Herrn voraus. Doch der Herr kam nicht im Sturm. Nach dem Sturm kam ein Erdbeben. Doch der Herr kam nicht im Erdbeben. Nach dem Beben kam ein Feuer. Doch der Herr kam nicht im Feuer. Nach dem Feuer kam ein sanftes, leises Säuseln. Als Elia es hörte, hüllte er sein Gesicht in den Mantel, trat hinaus und stellte sich an den Eingang der Höhle.“ (1 Könige 19,9-13)

Übersehen wird immer wieder, dass Gott Elia hier vor allem eine Lehre erteilt. Es geht nicht darum, dass Gott in der Stille spricht. Es geht darum, dass Elia lernt, dass Gebet mehr ist als die Dingbarmachung Gottes. Wenige Abschnitte vorher hatte Elia nämlich per Gebete Feuer vom Himmel regnen lassen und ob seiner magischen Gebetsmacht die verspotteten, deren Gebete offenkundig nicht wirkten. Mehr noch: Er ließ die, die falsch und zum falschen Gott beteten, töten (vgl. 1 Könige 18,20-40).

Elia gerät ob der vermeintlichen Macht seines Gebetes in eine Krise. Am Gottesberg lernt er jetzt die wahre Macht der Gegenwart Gottes kennen, die sich nicht nur in großen Wunderkräften ereignet, sondern auch im Kleinen.

Gottes Stimme - ein Donnerhall

Tatsächlich braucht Gott die Stille nicht. Im Gegenteil: Seine Stimme ist wie Donnerhall. So heißt es etwa im Buch Ezechiel: „Da hob mich der Geist empor, und ich hörte hinter mir ein Geräusch, ein gewaltiges Dröhnen, als sich die Herrlichkeit des Herrn von ihrem Ort erhob.“ (Ez 3,12) Oder im Psalm 29: „Die Stimme des Herrn erschallt über den Wassern. Der Gott der Herrlichkeit donnert, der Herr über gewaltigen Wassern.“ (Psalm 29,1)

Man muss also nicht still sein, um Gott zu hören. Er ist unüberhörbar. Und so schallt die Klage Gottes an Hiob immer noch laut in der Welt: „Mit dem Allmächtigen will der Tadler rechten? Der Gott anklagt, antworte darauf!“ (Hiob 40,2)

Hier liegt offenkundig das eigentliche Problem so manch frommer Beter. Gott scheint nicht so zu sprechen, wie sie es wollen. Dann gilt es schon eher zu schweigen und den eigenen Gedanken göttliche Qualitäten zuzuschreiben. Und ehe Gottes Wort zu laut wird, versucht manch einer seinerseits, Gott wortreich zur Raison zu bringen.

Wer betet, muss handeln

Jesus selbst kritisiert diese Art des Betens: „Wenn ihr betet, sollt ihr nicht plappern wie die Heiden, die meinen, sie werden nur erhört, wenn sie viele Worte machen. Macht es nicht wie sie; denn euer Vater weiß, was ihr braucht, noch ehe ihr ihn bittet.“ (Matthäus 6,7f)

Gott weiß längst, was wir brauchen. Ob es das ist, was wir wünschen, ist damit noch nicht gesagt. Wahres Beten fordert deshalb nicht. In der Tradition der Juden und Christen ist das Gebet deshalb immer zuerst eine Erinnerung an Gottes bisheriges Handeln gewesen: Gott hat an seinem Volk gehandelt. Gott ist treu. Deshalb wird er weiter handeln. Aber Gott handelt nicht einfach am Volk vorbei. Er handelt mit und durch sein Volk in der Welt. Die Erinnerung an das bisherige Handeln Gottes führt den Menschen deshalb vor die Frage, was dieses für die Gegenwart bedeutet. Erst daraus erwachsen dann Bitte und Dank, Klage und Lob.

In jedem Fall ist es nicht der Mensch, der fordert. Wer so betet, relativiert sich im Angesicht Gottes selbst. Gott handelt nicht für den Menschen, sondern mit ihm. Wer so betet, wird handeln. Was wird der Beter sonst auf die Frage antworten: Wo warst Du? Wie konntest Du das zulassen?

Ora et labora – Bete und arbeite! Wer die Hände zum Gebet gefaltet hat, muss sie öffnen, um in dieser Welt zu arbeiten. Und wer um den Frieden betet, muss ihn tun. Der Friede in der Welt beginnt auch in dieser Stadt. •

Die Lebensmittelretter

Beim Foodsharing in Wuppertal gilt: Nehmen ohne Reue

TEXT JANINA KUSTERKA

Teilen ist das neue Haben. Carsharing setzt sich zunehmend durch, auch die Give-box in der Luisenstraße und der Bücherschrank auf dem Laurentiusplatz zeigen es: Wuppertaler teilen. Und seit November 2013 gibt es im Tal Foodsharing. Hier werden Lebensmittel nicht nur geteilt, sondern gerettet. Paul Meyer erklärt, was den Reiz des Teilens ausmacht, und warum wir dem Konsumsystem etwas entgegensetzen sollten.

Wir werfen dreißig bis fünfzig Prozent unserer Lebensmittel weg. Die ersten überstehen nicht einmal den Weg vom Feld zum Hof, da sie währenddessen verfaulen. Die nächsten werden aussortiert, weil sie nicht der Norm entsprechen: dreibeinige Möhren, krumme Gurken, zu knollige Kartoffeln. Misfits wird solch völlig natürlich gewachsenen Gemüse genannt. Doch die Verbraucher kaufen lieber genormtes Gemüse, und Möhren mit nur einem Bein werden darum kaum von Supermärkten eingekauft. Auch den Lebensmitteln, die den Supermärkten frisch und wohlgeformt genug sind, droht die Tonne. Werden sie nicht rechtzeitig verkauft, landen sie zusammen mit dem Brot und den fast abgelaufenen Lebensmitteln im Müll. Und selbst Lebensmittel, die es bis in den Kühlschrank zu Hause schaffen, werden vom Endverbraucher nicht verbraucht sondern weggeschmissen. Während im südlichen Afrika laut den Zahlen von Global food losses and food waste die Menschen lediglich sechs Kilogramm Lebensmittel im Jahr wegschmeißen, sind es in Europa und Amerika 95 bis 115 Kilogramm. Und das pro Jahr und Kopf.

Nur Milch und Öl kauft er noch

„Foodsharing ist so unglaublich toll, weil die Wegwerfgesellschaft krank ist“, sagt Paul Meyer. Er hat gerade sein Abitur gemacht und engagiert sich seit dem Frühling beim Foodsharing in Wuppertal. „Es ist doch schrecklich, sein unzubereitetes Abendessen in der Mülltonne zu sehen“, ergänzt Paul. Seit ihm dies klar ist, kauft er nicht mehr ein wie früher. Er nutze das, was Supermärkte oder Privatpersonen im Fair-Teiler des Foodsharing abgeben oder er geht Containern. Beim Containern sucht er in den Mülltonnen der Supermärkte nach weggeworfenen Lebensmitteln. Lediglich Milch und Öl kauft er ab und an, das findet er selten im Müll. Ansonsten isst

(Fortsetzung Seite 4)



ARTIKEL/BEITRAG

(Fortsetzung von Seite 3)

Paul das, was gerade bei Foodsharing angeboten wird, er nutzt die Zutaten als Inspiration und kocht daraus ein Essen. Jedes Mal anders. Kochen werde zu einem kreativen Schöpfungsprozess, der keines Rezeptes bedürfe, sagt Paul.

Paul rettet Lebensmittel

Als Lebensmittelretter fährt Paul zu Supermärkten und holt dort ab, was sonst in der Mülltonne landen würde. Markus Zöllner, der Initiator des Projektes in Wuppertal, sagt, es sei schwer, die Leiter der Supermärkte zu überzeugen, ihre Reste dem Foodsharing zu überlassen. Ausnahme sei etwa Kaufpark, der auch schon an die Tafeln abgebe. Die geretteten Lebensmittel werden aus den Märkten in den sogenannten Fair-Teiler gebracht. Ob Banker oder Punker – wirklich jeder darf dort hin kommen, um sich eine Tüte Lebensmittel kostenlos mitzunehmen. Die meisten kommen jedoch nicht, weil sie vom Konzept überzeugt sind und nachhaltiger leben wollen. Es sind viele Bedürftige, beobachtet Paul. Schon bevor eine Lieferung aus den Supermärkten ankommt, warten viele Menschen auf dem Platz vor dem Café Stil-Bruch in der Marienstraße.

Hier hat das Foodsharing sein Zuhause gefunden. Immer montags, mittwochs und freitags ist jeder ab 13 Uhr eingeladen, Lebensmittel zu retten. Viele haben jedoch nicht den Blick für die Problematik. „Dem Essen ist es egal, ob man den Gedanken versteht, uns macht es die Sache schwieriger. Wir müssen aufpassen, dass nicht einer alles weghamstert“, erklärt Paul die Schwierigkeiten beim Verteilen der Nahrungsmittel.

Können Semmelknödeln die Welt retten?

Ist Foodsharing das langersehnte Rezept zur Weltrettung? Das wäre wohl zu ehrgeizig gedacht. Paul aber möchte durch das Foodsharing zu einem nachhaltigeren Leben beitragen. Und er hat ganz nebenbei gelernt, dass er Mohrrüben selbst dann noch essen kann, wenn sie außen schon schwarz sind. Man müsse sie nur schälen und schon seien sie wieder schick, erklärt er. Pfirsiche hingegen sollte man doch besser wegschmeißen, wenn sie allzu matschig sind. Joghurts sind meist auch nach dem Ablaufdatum noch eine ganze Zeit genießbar. Man müsse ein wenig aufmerksam sein und sich im Zweifel auf seine Nase verlassen. „Im Supermarkt kann man auch noch kurz vor Ladenschluss aus einem

gut gefüllten Brotregal unterschiedliche Sorten auswählen. Wir haben deswegen auch immer Brot übrig“, sagt Paul. Wegschmeißen kommt für die Lebensmittelretter natürlich nicht in Frage. Entweder wird das Brot an Tiere verfüttert oder man macht es wie Paul, und verarbeitet die übrig gebliebenen Brötchen zu Semmelknödeln. „Wir alle sollten viel mehr Semmelknödeln essen“, sagt Paul und lacht. Vielleicht könnten dann ja Semmelknödeln die Welt retten, zumindest ein bisschen.

Teilen ist wichtig für Paul, auch über das Foodsharing hinaus. Teilen ist Teil seines Lebens. Der Besitzer des Stil-Bruchs schenkte Paul ein Fahrrad, er hatte es übrig. Und Paul hatte Zeit übrig. Was Paul nicht braucht, verschenkt er. Oder er nimmt, wenn jemand etwas nicht mehr braucht. Kaufpark braucht seine Lebensmittel nicht mehr und gibt sie her. Ein Konzept, bei dem es nicht darum geht, dafür auch etwas zurückzubekommen. Ressourcen sollen sinnvoll verteilt werden. Es geht nicht darum, alles eins zu eins zu tauschen, sondern ums Teilen. Wer hat, der gibt. Und wer braucht, der nimmt. In vielen Lebensbereichen lassen sich Güter so fair verteilen. Und man kann sie nehmen, ganz ohne Reue. •

Frei nach Jesus: Es geht immer weiter

Pastoralreferent Werner
Kleine besucht die
Bewohner der Lebenshilfe
am Mastweg

Text und Bild **Markus Müller**

„Hallo, Herr Kleine, wie geht es Ihnen?“ Die Begrüßung fällt herzlich aus, als Pastoralreferent Werner Kleine den Wohnpark der Lebenshilfe Wuppertal am Mastweg betritt. Ein „bunter Nachmittag“ steht auf dem Programm, den hatte Wohnstättenleiter Thomas Pickshaus den Bewohnern mit geistiger Behinderung versprochen. Denn Kleine ist nicht zum ersten Mal auf den Südhöhen zu Gast: „Ich schaue immer wieder mal vorbei, wenn es mein Terminplan zulässt“, sagt er.

Es gibt Kaffee und Kuchen für die 20 Anwesenden. Jeder kommt zu Wort, kann sich in das zwanglose Gespräch einbringen. „Wir reden über Alltägliches, über Schule und Arbeit“, erzählt Werner Kleine. Und über Persönliches: Wie es seinen Kindern gehe, wird er gefragt, warum er eigentlich Pastor geworden sei, und ob er in diesem Jahr in den Urlaub fahre. „Ich bin noch nie geflogen“, gibt Kleine zu, als eine Bewohnerin berichtet, dass es für

sie nach Mallorca geht. Die anderen können es gar nicht glauben. Als Kind sei er mal in einer Sportmaschine mitgefliegen und in einem Heißluftballon, erinnert er sich – „immerhin“.

Dann dreht sich alles um Musik: Achim Petry ist demnächst wieder in der „Färberei“ zu Gast, ein Pflichttermin für viele der Musikbegeisterten vom Mastweg. Die Lieder des Schlagersängers hat Kleine allerdings nicht „drauf“, also stimmt man gemeinsam einige geistliche Lieder an. „Jetzt haben wir so viele fromme Lieder gesungen, kennt ihr auch ein unfrommes“, fragt Werner Kleine nach einiger Zeit. Na, klar: Im Anschluss erklingen dann noch „Hoch auf dem gelben Wagen“ und „Kein schöner Land“ im Wohnpark der Lebenshilfe.

Natürlich wird auch über den Glauben geredet an diesem Nachmittag, über Gott und die Welt ja sowieso. Der Pastoralreferent der Katholischen Citykirche Wuppertal hat Plakate und Postkarten der „TalPassion“ mitgebracht. Auf ihnen ist Jesus am Kreuz und nach der Auferstehung zu sehen: „Jesus zeigt uns, dass es immer weiter geht“, lautet das gemeinsame Fazit der Runde. So soll es auch mit den „bunten Nachmittagen“ sein: Weil er in den vergangenen Monaten so wenig Zeit für sie hatte, lädt Kleine die Männer und Frauen mit geistiger Behinderung nach St. Laurentius ein: „Dann zeige ich euch mal, wo die Glocken hängen“, verspricht er. „Und verrate, wo das Kerzenlager ist und es den Weihrauch gibt.“ Denn für ihn ist der regelmäßige Kontakt mit den Bewohnern der Lebenshilfe zu einer Herzensangelegenheit geworden. •



Dr. Werner Kleine besucht regelmäßig die Bewohnerinnen und Bewohner im Lebenshilfe Wohnpark am Mastweg



Anzeige



Auf gute Nachbarschaft!



Science For A Better Life

Schauen Sie doch mal vorbei:
www.wuppertal.bayer.de





ARTIKEL

„Wir haben ein großes Problem in der Vergangenheit gehabt!“

Was leistet die Stabsstelle Prävention und Intervention im Erzbistum Köln?

TEXT EDUARD URSSU

Sexueller Missbrauch an Schutzbefohlenen innerhalb der Kirche und ihren Institutionen steht seit den Neunzigerjahren verstärkt im Fokus der Öffentlichkeit. Der Mut von Betroffenen, über ihr Schicksal offen zu sprechen, ermutigte weitere Opfer sich zu zeigen. Die vielen Meldungen über Missbrauchsfälle veranlassten im Jahr 2010, den Rektor des Canisius-Kollegs in Berlin, Pater Klaus Merkes, einen offenen Brief zu schreiben, mit dem er eine große öffentliche Debatte auslöste. Im selben Jahr griff die Deutsche Bischofskonferenz das Thema auf und überarbeitete ihre Leitlinien zum Umgang mit Missbrauchsfällen. Ein Ergebnis im Erzbistum Köln war der Aufbau der Stabsstelle Prävention.

„Wir haben ein großes Problem in der Vergangenheit gehabt“, sagt der Leiter der Stabsstelle, Oliver Vogt. „Vor allem im Hinblick auf den Umgang mit den Missbrauchsfällen wurden in den letzten Jahren systematische und transparente Vorgehensweisen im Umgang mit solchen Meldungen eingeführt und automatisiert.“ Der Sozialarbeiter hat viele Jahre mit Obdachlosen, Kindern und Familien gearbeitet. Er war in der Jugendgerichtshilfe tätig und hat bis 2005 das katholische Jugendamt in Wuppertal geleitet. Seit 2011 ist er im Erzbistum Köln der Präventionsbeauftragte und seit 2012 Leiter der Stabsstelle. Vogt weiß, wie wichtig es ist, „die Menschen für dieses Thema zu sensibilisieren. Dass dies nicht von jetzt auf gleich geschehen kann, ist aber auch klar.“ Auf die Frage, ob die Probleme bisher erkannt wurden, antwortet er ausweichend: „Natürlich wurden Einzelfälle sehr ernst genommen. Aber eine systematische Vorgehensweise, unter Einbeziehung der bisherigen Erfahrungen, die gab es bis dato nicht.“

Systematische Aufklärung

Aus diesem Mangel heraus startete das Erzbistum Köln im Herbst 2012 ein groß angelegtes Präventionsprogramm. Alle Honorarkräfte und fest angestellten Mitarbeiter, die in ihrer Arbeit für das Erzbistum mit Kindern zu tun haben, müssen seitdem einen Präventionskurs besuchen. „Hier werden unter anderem Täterstrategien aufgezeigt. Wichtig ist auch die Sensibilisierung der Mitarbeiter. Wichtig ist es, dass sie die Signale, die Kinder und Jugendliche aussenden, wenn sie betroffen sind, erkennen und entsprechend handeln können“, erklärt Oliver Vogt. In Schulungen werden Beratungs- und Verfahrenswege aufgezeigt, an denen bis Dezember 2013 mehr als 38.000

Personen teilnahmen. Zusätzlich hat das Erzbistum in den vergangenen Jahren zahlreiche Anlaufstellen geschaffen, die Missbrauchsfälle bearbeiten und an die Stabsstelle weiterleiten.

Arbeitsrechtliche Konsequenzen

Analog zur Bundesregelung fordern die kirchlichen Arbeitgeber von ihren Mitarbeitern seit 2012 ein erweitertes Führungszeugnis ein, selbst von den Ehrenamtlichen. „Das ist manchmal schwer zu vermitteln“, räumt Oliver Vogt ein, „gerade weil es sich um Menschen handelt, die ja ‚nur‘ helfen wollen. Dabei muss mit sehr viel Fingerspitzengefühl argumentiert werden. Schließlich wird hier kein Generalverdacht ausgesprochen, aber, nur um ein Beispiel zu nennen, haben Kommunionkatechetinnen einen sehr intensiven Kontakt mit jungen Menschen. Da steht die psychische und physische Unversehrtheit der Schutzbefohlenen immer an erster Stelle.“ Bislang sind 20.000 Führungszeugnisse gesichtet. Aber „nur in einem Fall gab es einen einschlägigen Eintrag“, weiß Oliver Vogt. Dieser Mitarbeiter wurde umgehend entlassen.

Verfahrenswege

Das heißt aber nicht, dass jede Meldung über einen möglichen Missbrauch sofort zur Beurlaubung oder gar zur Entlassung eines Mitarbeiters führt. „Wir nehmen jeden Fall sehr ernst. Aber es handelt sich hier um über ein hochsensibles Thema, das für beide Seiten irreparable Schäden nach sich ziehen kann“, erklärt der Leiter der Präventionsstelle. Mit einer Vorverurteilung sei niemandem geholfen. Im Gegenteil, in Fällen von unberechtigten Verdächtigungen würden diese die Beschuldigten und deren vermeintliche Opfer schädigen, und zwar nachhaltig. Der Leiter der Präventionsstelle weiß aus Erfahrung, „solch einen Makel bekommen sie nie wieder weg.“

Niederschwelliges Angebot

Im vergangenen Jahr gingen 57 Anrufe über Verdachtsfälle in den Präventionsstellen des Erzbistums ein. Die Meldungen deckten ein breites Spektrum ab, von Grenzüberschreitungen bis hin zu Missbrauch. In einigen Fällen wurde die Staatsanwaltschaft eingeschaltet, zum Beispiel in dem strafrechtlich relevanten Bereich von Exhibitionismus. „Einen schwerwiegenden Missbrauchsfall von sexualisierter Gewalt gab es aber glücklicherweise nicht“,

erinnert sich Oliver Vogt. Allerdings, und da musste die Stabsstelle ihr Konzept zeitnah erweitern, „gingen über unsere Kontaktstellen einige Meldungen über nicht-sexualisierte Gewalt ein. Das ist, beziehungsweise war nicht originär unsere Aufgabe. Daher haben wir unser Aufgabenfeld um die Bereiche Koordination und Beratung erweitert. So vermitteln wir auch zwischen den einzelnen Abteilungen.“ Dies wurde durch die Namensänderung im Juni dieses Jahres in Stabsstelle „Prävention und Intervention“ dokumentiert.

Transparenz

Auch der Umgang mit Fällen von Missbrauch in der Kirche ist ein anderer geworden, zumindest im Erzbistum Köln. In der Präventionsstelle werden alle Meldungen dokumentiert und statistisch erfasst. Allerdings arbeitet die Stabsstelle noch an einem praktikablen System der Erfassung der Meldefälle. „Hier gibt es ein chronologisches Problem. Wenn ein Verdachtsfall gemeldet wird, dann kann sich der Abschluss der Untersuchung bis in das Folgejahr ziehen. Aber eines ist klar, wir haben nichts zu verbergen und werden es auch nicht tun. Alle Fälle, die belegt sind und letztlich zu strafrechtlichen Konsequenzen führen, werden auch über die Pressestelle des Erzbistums weitergeleitet. Meist folgt eine Veröffentlichung in den Medien“, so Oliver Vogt.

(Fortsetzung Seite 7)

Anzeige

Ihnen ist **Bildung** wichtig.
Sie möchten **dialogisch** in **Kirche**
und **Gesellschaft** Themen setzen.

**Dann sind wir
Ihr Partner!**

Wir **unterstützen** Ihre Bildungsprojekte – in **Zusammenarbeit** mit Kirche, Kultur, Politik, Zivilgesellschaft und Wissenschaft.



**Katholisches
Bildungswerk**

Wuppertal/Solingen/Remscheid

Laurentiusstr. 7, 42103 Wuppertal
Telefon 0202 49583 0
info@bildungswerk-wuppertal.de
www.bildungswerk-wuppertal.de



ARTIKEL/KOMMENTAR

(Fortsetzung von Seite 6)

In jedem Fall sind die aktualisierten Meldedaten auf der Internetseite des Erzbistums Köln www.erzbistum-koeln.de einsehbar.

Gesamtgesellschaftliche Pflicht

Die Präventionsschulungen waren aber nur der erste von vielen Schritten. Mittlerweile sind diese Sensibilisierungsmaßnahmen in die Grundausbildung der kirchlichen Mitarbeiter integriert worden. Ein weiterer Schritt betrifft eine andere Gruppe. Künftig werden nicht nur Kinder und Jugendliche in den Fokus genommen, sagt Oliver Vogt: „Schließlich haben wir es auch mit vielen erwachsenen Schutz-befohlenen zu tun. Daher arbeiten die NRW-Bistümer und die Caritas derzeit an einem Präventionskonzept für alle Altenheime und Behinderteneinrichtungen.“ In der Präventionsarbeit sieht Oliver Vogt die kirchlichen Institutionen gesamtgesellschaftlich derzeit am besten aufgestellt: „Wir haben in den vergangenen drei Jahren wesentlich mehr geleistet, als andere Stellen. Auch wenn wir noch lange nicht alle Möglichkeiten ausgeschöpft haben. Aber daran arbeiten wir kontinuierlich.“ Ein vergleichbares Engagement würde sich Oliver Vogt auch an anderen Stellen wünschen. „Hier ist die gesamte Gesellschaft in der Pflicht. Zum Beispiel in Sportvereinen oder in anderen Gruppen, in denen Kinder und Jugendliche organisiert sind, würde ich mir mehr Präventionsarbeit wünschen“, appelliert Oliver Vogt. •

Information

Die Stabsstelle Prävention und Intervention ist telefonisch unter **0221-1642-1500** erreichbar. Die Postanschrift ist: Erzbistum Köln – Generalvikariat, Stabsstelle Prävention und Intervention, Marzellenstraße 32, 50668 Köln. E-Mail: praevention@erzbistum-koeln.de.

Ab September ist die aktualisierte Broschüre der Stabsstelle Prävention und Intervention in den Einrichtungen des Erzbistums Köln erhältlich.



Informationen zur
Prävention von sexualisierter Gewalt
an Kindern und Jugendlichen

ERZBISTUM KÖLN

präventi
on
und
intervention
im erzbistum köln

So hat die Kirche auch heute ein großes Problem!

Eine Gegenrede zu Oliver Vogt, der im Auftrag des Erzbistums Köln die Präventionsstelle zu sexuellem Missbrauch leitet

TEXT ØLE SCHMIDT

Wie bitte?

Also, jetzt noch mal langsam und zum Mitlesen, vielleicht löst sich dann ja der Knoten im Kopf.

„Wir haben ein großes Problem in der Vergangenheit gehabt. Vor allem im Hinblick auf den Umgang mit den Missbrauchsfällen wurden in den letzten Jahren systematische und transparente Vorgehensweisen im Umgang mit solchen Meldungen eingeführt und automatisiert.“

Ich weiß nicht, ob Oliver Vogt in der Lage ist, diese verschwurbelten Bürokrasmen verständlich zu machen. Zumindest sollte er das, denn sie kommen ja aus seinem Munde. Und der Sozialarbeiter leitet schließlich im Auftrag des Erzbistums Köln die „Stabsstelle Prävention und Intervention“, wie es in bestem Bundeswehrjargon heißt.

Vielleicht ist die Frage auch eine ganz andere: ist der Bistumsangestellte Vogt überhaupt willens, Klartext zu reden? Denn es kommt noch schlimmer in dem Gespräch, das der logisch!-Autor Eduard Urssu mit ihm geführt hat, und das auf Seite 6 nachzulesen ist.

Vogt sieht die Kirche ganz weit vorne bei dem Versuch, sexuellem Missbrauch vorzubeugen. Vollmundig behauptet er: „Wir haben in den vergangenen drei Jahren wesentlich mehr geleistet, als andere Stellen.“ Um dann von hinten durch die Brust ins Auge von eben jenen Anderen mehr Prävention einzufordern: „Hier ist die gesamte Gesellschaft in der Pflicht. Zum Beispiel in Sportvereinen oder in anderen Gruppen, in denen Kinder und Jugendliche organisiert sind.“

Wow! Dieser Abschuss von Nebelkerzen, in deren Rauch sich das eigene Versagen in Luft auflösen soll, ist ein Skandal. Denn die an sich richtigen Ideen verkommen zur Strategie, die Jahrzehnte lange Verantwortung der Kirche für sexuellen Missbrauch aus dem öffentlichen Blickfeld zu nehmen. Was noch schwerer wiegt: die Aussagen von Oliver Vogt sind beschämend. Für die vielen Jungen, Mädchen und Jugendlichen, die von kirchlichen Würdenträgern gewaltsam ihrer Würde beraubt worden sind.

Der Ton des Präventionsbeauftragten ist schlicht zu laut, er ist kalt und bürokratisch. Ihm fehlt etwas, was helfen könnte, sich seriös zu entschuldigen und vielleicht sogar entschuldigt zu werden; eine Tugend, die irgendwie aus der Mode gekommen scheint: Demut.

Und zwar aufrichtig geäußert – und nicht mit heißer Nadel in die „Wir-über-uns-Rubrik“ auf der Internetseite der Stabsstelle Prävention eingearbeitet. Denn es kann nicht um öffentliche Schadensbegrenzung der katholischen Corporate Identity gehen, oder um die Rettung eines Jesus-notierten Unternehmens mit Namen Kirche; nein, es kann nur um Demut und um Mitgefühl gehen.

Übrigens: Auch unter den fast – einhundert-tachtzigtausend – Menschen in Deutschland, die allein im vergangenen Jahr die katholische Kirche verlassen haben, sind Missbrauchsoffer und ihre Angehörigen. Allerdings noch viele andere, die den Glauben an den institutionalisierten Glauben offensichtlich verloren haben. Das Wort vom Exodus scheint da nicht mehr fern.

Oliver Vogt wünscht sich mehr Engagement der Anderen in Sachen Prävention von sexuellem Missbrauch. Ich wünsche mir den Mut der Kirche, sich mit ihren Strukturen und Glaubenssätzen zu beschäftigen, und sich nicht einseitig auf pädagogische Prävention und kriminalistische Sanktion zu verlassen. Die „Stabsstelle schonungslose Selbstkritik“ könnte kurz nach ihrer Einsetzung Anfang des kommenden Jahres die ersten Briefe raus-schicken. An Laien und Priester, an Gläubige und Ungläubige, an Lebensweltler und Akademiker. Eine Einladung, sich an einer Zukunftswerkstatt zu beteiligen, die sich dem Thema Prävention anders nähert.

Die Fragen könnten lauten: Gibt es eine moralische Komplizenschaft in der katholischen Lehre? Was tun mit der von vielen Menschen identifizierten Körper- und Lustfeindlichkeit? Gäbe es weniger Missbrauch, wenn das Zölibat fiele? Welchen Einfluss haben männliche Dominanz in Strukturen und Bibelexegese? Gäbe es weniger Gewalt, wenn Frauen einen gleichberechtigten Platz einnehmen, auch als Priesterinnen? Und: Könnte eine dezentrale Organisation der Kirche und ihrer Basis das normale Umschlagen von Macht zu Allmacht verhindern?

Sich diesen Fragen zu stellen, würde Mut voraussetzen und vor allem: Demut. •



Der Journalist Øle Schmidt lebt und arbeitet in Lateinamerika und Deutschland.



ARTIKEL/IMPRESSUM

„Mit Zuversicht auf den Fels Israels“

Die israelische Identität und die Unabhängigkeitserklärung

TEXT TILL MAGNUS STEINER

Welcher Religion jemand angehört, definiert in Israel, vielleicht mehr noch als in anderen Ländern, die Identität einer Person – und die Religion der Mitglieder der Gesellschaft definiert die Identität des Staates. In der israelischen Gesellschaft wird immer wieder kontrovers diskutiert, ob Israel ein jüdischer Staat ist, beziehungsweise sein soll – und was das Adjektiv „jüdisch“ in diesem Zusammenhang eigentlich bedeutet. Nicht jeder Israeli ist Jude und nicht jeder Jude ist Israeli. Das Judentum ist sowohl eine Religion als auch ein Volk und das Adjektiv „jüdisch“ bezeichnet sowohl eine Religionszugehörigkeit als auch eine Volkszugehörigkeit. Ein israelischer Freund von mir bezeichnet sich selbst als atheistischer Jude und sieht darin keinen Widerspruch. Aber das Adjektiv „jüdisch“ stellt für den Staat Israel seit der Staatsgründung notwendigerweise eine Herausforderung dar.

Die Unabhängigkeitserklärung Israels vom 14. Mai 1948 beginnt mit der klaren historischen Aussage: „Im Land Israel entstand das jüdische Volk“ – und der gesamte folgende Text bezieht sich auf die Geschichte des Judentums. Aber über die Frage, ob in der Unabhängigkeitserklärung Gott genannt werden darf, ob ein Gottesbezug Bestandteil des Dokuments sein soll, entbrannte ein heftiger Streit. Die religiösen Vertreter bestanden darauf, dass Gott in dem Dokument zumindest erwähnt wird, während die sozialistisch-säkularen Vertreter strikt dagegen waren. Ahron Zisling, ein Vertreter der linken Arbeiterpartei, sagte damals sehr deutlich: „Ich kann kein Dokument unterschreiben, dass sich in irgendeiner Art auf einen Gott bezieht, an den ich nicht glaube!“ Der Streit zwischen den beiden Lagern wurde mit einem Kompromiss gelöst. Man einigte sich auf die Bezeichnung „Fels Israels“ und formulierte den Beginn des Abschlußparagraphen folgendermaßen: „Mit Zuversicht auf den Fels Israels setzen wir unsere Namen zum Zeugnis unter diese Erklärung, [...]“. Zwar nahm man damit die traditionelle und biblische Sprache des Judentums auf, verblieb aber gleichzeitig in einer Bildsprache, die vom Leser selbst entschlüsselt und mit Sinn gefüllt werden muss.

Ein religiöser Jude betet vor dem Achtzehnbittengebet, dem Hauptgebet des jüdischen Gottesdienstes: „Fels Israels, erhebe Dich zur Hilfe Israels!“ Diese Bitte nimmt die Sprache des biblischen David aus dem 2. Buch Samuel, Kapitel 23, Vers 3 auf: „Der Gott Israels hat gesprochen, der Fels Israels hat zu mir geredet: [...]“. Dieser Vers ist eindeutig: Der Gott Israels wird als Fels Israels bezeichnet – Gott ist sozusagen der Fels in der Brandung

für das Volk Israel. Aber David Ben-Gurion, der erste Ministerpräsident Israels, hat in verschiedenen Reden die Bezeichnung „Fels Israels“ aus der Unabhängigkeitserklärung nicht in Bezug auf den Gott Israel erklärt, sondern als symbolisch-säkularen Bezug auf die Stärke Israels. Bereits in der Bibel kann „Fels Israels“ mehrdeutig verstanden werden. Im Buch Jesaja, im Kapitel 30, Vers 29 heißt es: „[...] ihr werdet Freude im Herzen tragen wie der, der mit Flötenspiel dahinzieht, um auf den Berg des HERRN zu kommen, zum Fels Israels.“ Man kann diesen Vers auf zweierlei Art lesen: Entweder bezieht man „Fels Israel“ in Parallele zu der Bezeichnung „Berg des HERRN“ auf den Zionsberg mit dem Tempel oder man identifiziert den „Fels Israels“ mit Gott, der auf dem Zion im Tempel als anwesend gedacht wird. Diese Offenheit der Bildsprache ist es, die den Kompromiss in der Formulierung der Unabhängigkeitserklärung Israels ermöglicht hat. Religiöse Sprache verwendet Bilder, um das Unausprechliche zumindest andeuten zu können – doch das Bild muss vom Leser selbst entschlüsselt werden. Das Bild des Felsens für Gott verdeutlicht, dass Gott zuverlässig ist und beständig. Er bietet Zuflucht und zugleich fundamentalen Halt. Im Alten Testament wird aber nicht nur Gott als Fels bezeichnet. Im Buch Jesaja, Kapitel 51, Vers 2 wird Abraham in seiner Funktion als Patriarch und Ahnenvater der Israeliten als Fels, als festes Fundament auf dem Israel gegründet wurde, benannt – Abraham wird als das Fundament der Heilsgeschichte Israels bezeichnet.

Mit dem Kompromissvorschlag „Fels Israels“ haben die Gründerväter des Staates Israels bewusst offen gelassen, was das Fundament des Staates Israel ist. Für den Staat Israel bedeutet

dies, dass die Frage nach der Identität konstitutiv zum Staat dazugehört: Israel ist ein jüdischer Staat – aber was genau das „Jüdische“ an diesem Staat ist, bleibt hoffentlich für die israelische Gesellschaft weiterhin eine offene Frage. In diesem Sinne ist die Unabhängigkeitserklärung Israels in ihrer Entstehung im Bezug auf die Frage nach dem Gottesbezug ein Lehrstück für die Frage, auf welchem Fundament eine Gesellschaft „aufgebaut“ wird. Für Ahron Zisling war der „Fels Israels“ als Fundament des Staates Israels nichts anderes als ein abstrakter Begriff für die Stärke des neuen Staates. Rabbi Jehuda Leib Maimon hingegen, ebenso ein Unterzeichner des Dokumentes, erkannte in „Fels Israels“ den Gott, zu dem er betete. Ahron Zisling hat die Unabhängigkeitserklärung nur mit seinem Namen unterschrieben. Rabbi Jehuda Leib Maimon hat zu seiner Unterschrift noch hinzugesetzt: „mit Gottes Hilfe“. •



Till Magnus Steiner ist katholischer Theologe. Sein Forschungsschwerpunkt liegt in der Exegese des Alten Testaments. Er lebt und arbeitet zur Zeit in Jerusalem.

IMPRESSUM

Herausgeber: Katholische Citykirche Wuppertal, Laurentiusstr. 7, 42103 Wuppertal; www.logisch-zeitung.de
Tel.: 0202-42969674

E-Mail: presse@katholische-citykirche-wuppertal.de

Mitarbeit: Jennifer Abels, Nicole Hoffzimmer, Gabriele Koch, Janina Kusterka, Tim Neumann, Markus Müller, Till Magnus Steiner

Konzept und Redaktion: Dr. Werner Kleine (V.i.S.d.P.), Eduard Urssu, Öle Schmidt

Gestaltung: Christoph Schönbach

Druck: diedruckerei.de

Auflage 3.000

Anzeige

Die
Mystagogische
Kirchenführung
als DVD.

Weitere Information
unter 0202 - 429 69 674

DEBATTE

Keine reine Privatsache



Der öffentliche Raum, wie hier das Elberfelder Rathaus, sollte ein Platz des gesellschaftlichen Diskurs sein, für alle Bürger und Gruppen einer Stadt.

TEXT **DR. WERNER KLEINE**
BILD **CHRISTOPH SCHÖNBACH**

Wuppertal im Frühjahr 2014. Mit der Aktion „TalPassion“ bringt die Katholische Citykirche Wuppertal den Kreuzweg in die Öffentlichkeit der Stadt. In ihrem Auftrag hatte die Künstlerin Annette Marks acht Szenen der biblischen Passions- und Auferstehungsüberlieferung gemalt. Die Originale hängen in der Basilika St. Laurentius. Großformatige Reproduktionen werden in der Innenstadt von Wuppertal-Elberfeld präsentiert und ergeben einen fast drei Kilometer langen Kreuzweg. Zwei Szenen – die Auferstehung und die Kreuzigung – hängen an dem städtischen Verwaltungsgebäude am Neumarkt, dem alten Elberfelder Rathaus.

Und diese zwei bedruckten Planen werden zum Stein des Anstoßes für einige Bürgerinnen und Bürger, die sich selbst als Atheisten bezeichnen. Unter anderem meldete sich die Gruppe „Religionsfrei im Revier“ zu Wort, die mit der religionskritischen Giordano-Bruno-Stiftung verbunden ist.

Der Ton ist von Beginn an scharf. Unter Berufung auf das staatliche Neutralitätsgebot und die Notwendigkeit der Trennung von Staat und Kirche wird der Kirche das Recht abgesprochen, sich überhaupt öffentlich zu äußern. Religion sei Privatsache, finden die Kritiker. Gegen die Verkündigung im Raum der Kirche könne man nichts unternehmen – aber dort solle sie gefälligst auch bleiben. Das „Maß des Erträglichen“ sei mit dem Aushang der Kreuzweg-Bilder im öffentlichen Raum nun überschritten.

Es ist gut, dass wir in einem Land leben, in dem jeder seine Meinung sagen darf. Es ist gut, dass Kritik an einer kirchlichen Aktion frei geäußert werden kann – auch wenn Art und Weise bisweilen an die Grenzen der guten Sitten stoßen. Das Grundrecht der Meinungsfreiheit ist ein hohes Gut, das es zu

verteidigen gilt. Doch dieses ist untrennbar mit dem Grundrecht der Bekenntnisfreiheit verbunden. Meinungs- und Bekenntnisfreiheit bedingen nicht nur einander; sie bilden auch die Grundsäulen der Demokratie. Wer das freie Bekenntnis einschränkt – oder einer gesellschaftlichen Gruppe das Recht

des öffentlichen Bekenntnisses abspricht, – gefährdet eben diese Demokratie. Sicher ist die Entscheidung für ein Bekenntnis Privatsache. Sache des Staates aber ist es, die öffentliche Ausübung des Bekenntnisses zu ermöglichen und zu schützen.

Hierin äußert sich die gebotene Neutralität des Staates. Und diese Neutralität darf keine sein, die eine Stellungnahme verhindert. Aufgabe des Staates ist vielmehr, das freie und öffentliche Bekenntnis zu schützen, ohne dabei einzelne Weltanschauungen zu bevorzugen. Wo sonst, wenn nicht in einem öffentlichen Gebäude, wie in einem Rathaus, dessen Funktion doch der gesellschaftliche Diskurs ist, sollte das möglich sein? Selbstverständlich nicht nur für uns Katholiken, sondern auch für Gruppen mit anderen Bekenntnissen und Weltanschauungen.

Es stimmt, dass nicht jede Meinung gefällt.

Manche muss man auch ertragen. Wer aber anderen den Mund verbieten möchte, beschädigt ein Recht, von dem er selbst Gebrauch macht. •



Die Katholische Citykirche Wuppertal hat auf ihrem Weblog „Kath 2:30“ ein Video zum Thema veröffentlicht: www.kck42.de/bekenntnisfreiheit

Anzeige



Wir pflegen kompetent, liebevoll, zuverlässig
7 Tage / 24 Stunden **Tel. 0202 3890389**

Caritasverband Wuppertal/Solingen e.V.

www.caritas-wsg.de



INTERVIEW/ARTIKEL

„Unser Gewicht ist überschaubar – aber nicht unwichtig“

Das Ergebnis war eindeutig: mit 29 von 33 Stimmen wurde Sabine Schmidt als Vorsitzende des Katholikenrats wiedergewählt. Die 39-Jährige spricht über ihre Ziele als Vorsitzende, den guten Kontakt zur Stadtspitze und darüber, warum der Einfluss des Katholikenrats bei politischen Fragen begrenzt ist.



Sabine Schmidt ist alte und neu Vorsitzende des Katholikenrates Wuppertal.

INTERVIEW **TIM NEUMANN**
BILD **CHRISTOPH SCHÖNBACH**

REDAKTION Herzlichen Glückwunsch zur Wiederwahl, Frau Schmidt. Sehen Sie das Vertrauen der Vollversammlung als Bestätigung ihrer Arbeit in den vergangenen vier Jahren?

SCHMIDT Dankeschön! Einerseits ja, denn es war ein sehr eindeutiges Ergebnis. Das ist eine Bestätigung für das Team, das den Katholikenrat formt, und auch für meine Arbeit an der Spitze. Ich habe mich sehr über das Ergebnis gefreut, weil es natürlich viel Rückenwind gibt.

REDAKTION Der Vorstand ist für vier Jahre gewählt worden. Was möchten Sie im Jahr 2018 erreicht haben?

SCHMIDT Was ich gerne fortführen würde, ist das Treffen der Gemeinderatsvorsitzenden zwei Mal im Jahr zum „Stammtisch“. Wir haben festgestellt, dass sie sonst nicht sonderlich vernetzt sind, und da können sie ihre Erfahrungen austauschen. Auch als Katholikenrat möchten wir nah an den Gemeinden sein und mitbekommen, welche Veränderungen nötig sind. So etwas Ähnliches möchten wir auch für die italienische, die polnischen und die anderen Missionen erreichen. Das können wir in den nächsten vier Jahren auf den Weg bringen.

REDAKTION Welche Rolle spielt der Katholikenrat in Wuppertal? Oder anders herum gefragt: Was würde ohne Katholikenrat fehlen?

SCHMIDT Ohne den Katholikenrat hätten die Katholiken keine eigene Stelle neben dem Stadtdechanten. Der Katholikenrat kann ihn bei repräsentativen Aufgaben unterstützen. Bei vielen Veranstaltungen werden wir üblicherweise beide eingeladen. Für die Stadtspitze wäre es ohne den Katholikenrat im Bereich des fairen Handels viel schwieriger, denn der Katholikenrat leistet mit seinem Fachausschuss viel inhaltliche Arbeit, so dass die Stadt beispielsweise als „Fairtrade Town“ ausgezeichnet wurde.

REDAKTION Gibt es Bereiche, in denen der Katholikenrat seinen eigenen Ansprüchen hinterherhinkt?

SCHMIDT Wir nehmen uns ganz viel vor, vergessen aber manchmal, dass wir eine begrenzte Anzahl von Menschen sind, die das ehrenamtlich macht und dass auch die Zeit begrenzt ist. Da bleibt das eine oder andere leider auf der Strecke. Vor einigen Jahren haben wir zum Beispiel eine Postkarten-Aktion gemacht, die hätte man gut fortsetzen können, aber dazu fehlte uns als ehrenamtlichem Gremium die Kraft. Ich träume von so etwas wie einem Stadt-Bettag. Aber selbst wenn man viel hauptamtliche Hilfe hat, fällt es einem als Vollerwerbstätigem schwer, da mit vollem Herzen mitzuwirken. Fast alle sind berufstätig, alle kommen aus ihren Funktionen in den jeweiligen Gemeinden. Und da gibt es eine Mehrfachbelastung, die da nicht so viel zulässt.

REDAKTION Inwiefern kann und soll der Katholikenrat auch eine politische Größe in Wuppertal sein?

SCHMIDT Beispielsweise beim fairen Handel führen wir mit dem Oberbürgermeister Gespräche zum Thema Papierverbrauch. Die verschiedenen Menschen im Katholikenrat sehen die Stadtspitze manchmal noch in anderen Funktionen, man sieht sich immer wieder und ist daher in gutem Kontakt.

REDAKTION Gibt es auch Themen, bei denen der Katholikenrat der Stadtspitze Contra gehen kann?

SCHMIDT Wir versuchen im Katholikenrat mit einer Stimme zu sprechen. Ich kann mich nicht erinnern, dass wir in den letzten Jahren eine Kampfabstimmung hatten und sich wirklich eine Meinung durchgesetzt hätte. Wir haben uns natürlich zum Thema City-Arkaden zunächst intern eine Meinung gebildet. Wir haben uns Gedanken gemacht, wie Stadtentwicklung für Christinnen und Christen aussehen kann. Es kann nicht unser Ziel sein, dass man vom neuen Döppersberg kommt und dann in einen Konsum-Tempel fällt. Das kann nicht der Wunsch einer Stadt sein, die für die Menschen da ist. Die B7-Sperrung

im Rahmen des Umbaus sehen wir nicht so kritisch. Das ist ein Übel, das wir mitnehmen müssen, und wir freuen uns auf den Umbau. Egal, ob wir die B7 sperren oder nicht, wir werden irgendwo im Stau stehen. Dazu haben wir uns zwar nicht öffentlich geäußert, aber es natürlich intern diskutiert. Was uns sehr beschäftigt, ist das Thema Flüchtlinge, weil wir im November den Missio-Truck bekommen. Neben dem Laurentius-Empfang planen wir weitere Veranstaltungen zum Thema Flüchtlinge in der Stadt. Da versuchen wir den Sozialdezernenten ins Gespräch einzubeziehen, auch um zu fragen, wie der Umgang mit Flüchtlingen praktisch aussieht.

REDAKTION Sie sprachen jetzt mehrmals vom „guten Kontakt“ mit der Stadtspitze. Wie schätzen Sie die politische Bedeutung des Katholikenrats ein?

SCHMIDT Unser Gewicht ist überschaubar – aber nicht unwichtig. Ich glaube schon, dass die Kirchen immer gehört werden. Wie viel dann tatsächlich Einfluss hat, das können wir nicht beeinflussen. Es ist aber wichtig, dass wir etwas sagen. Wir haben in den letzten Jahren an uns gearbeitet und klar gemacht, wofür wir stehen. Zumindest kennt die Stadtspitze den Katholikenrat, wir sind nicht mehr unbekannt – und das ist ein großer Schritt.

Ein langer Weg zum Langen Tisch

Über Wuppertal, die Wuppertaler – und eine spezielle Beziehung

TEXT **JANINA KUSTERKA**

Gibt man bei Google „Wuppertal ist“ ein, dann schlägt die Suchmaschine als Fortschreibung erst *asozial* vor, dann *hässlich* und an dritter Stelle *schön*. Diese Vorschläge spiegeln das Bild wider, das die Googlenutzer von Wuppertal haben. Und sie zeigen das Verhältnis der Wuppertaler zu „ihrer“ Stadt, ein ganz spezielles nämlich. Sie lieben ihre Stadt und haben doch mit Wuppertal manchmal so gar nichts am Hut.

Kölner lieben ihren Dom, Hamburger machen kehrt, wenn der Michel außer Sichtweite gerät, Münchner müssen stets den Viktualienmarkt besuchen.

(Fortsetzung Seite 11)



ARTIKEL/BEITRAG

(Fortsetzung von Seite 10)

lienmarkt in der Nähe wissen und Berliner verehren ihre Stadt als Gesamtwerk. In Berlin werden Unzulänglichkeiten zum Charakter verklärt. Berlin sei arm, aber sexy. Doch was in der Hauptstadt funktioniert, hat noch lange keinen Einfluss auf die Hauptstadt des Bergischen Landes. Hier ist traditionell alles anders. Obgleich es in Wuppertal die Bewegung „I ♥ W“ gibt, trifft man selten einen Wuppertaler Lokalpatrioten. Im Grunde seines Herzens ist der Wuppertaler eben kein Wuppertaler. Er ist Elberfelder. Oder Barmer, oder Unterbarmer. Oder Cronenberger. Oder Vohwinkler. Ein alteingesessener Elberfelder betritt Barmen nur im Ausnahmefall. Die Schwebebahn ist das einigende Element, das zumindest Vohwinkel, Elberfeld und Barmen gewissermaßen zusammennäht. Wie eine Nadel sticht die Schwebebahn durch die Ösen ihrer Haltstellen und näht so unermüdlich die Talachse zusammen. Zumindest bis 23 Uhr.

Völker aller Länder

Wuppertals Zersplitterung ist historisch gewachsen. Im frühen Mittelalter trafen die Sachsen aus dem Osten auf die Franken im Westen. Wo sich heute Elberfeld von Barmen trennt, verlief früher die Grenze zwischen diesen beiden Völkern. Statt Sachsen und Franken trennt die Grenze heute Westfalen vom Rheinland. In Wuppertal treffen nun rheinische Frohnaturen auf westfälische Gemüter. Bis 1929 waren die rheinischen Elberfelder und die westfälischen Barmer jeweils mit eigener Stadt erfolgreich. Bis die preußische Gemeindereform vorsah, Gemeinden zusam-

menzulegen. Barmen, Cronenberg, Elberfeld, Ronsdorf und Vohwinkel sollten fortan eins sein.

Faust für Fortgeschrittene

So wurde ein neuer Name gefunden und aus fünf Städten wurde Wuppertal. Die Presse sprach damals von einer Zwangsehe. Elberfeld und Barmen waren große Konkurrenten und sollten fortan zusammengehören. Nach und nach gewöhnten sich die Einwohner an die neue Situation. Goethes Faust fühlte zwei Seelen, ach, in seiner Brust. In der Brust der Wuppertaler schlagen, ach, fünf Seelen. Doch eine immer ein bisschen lauter als die übrigen. In der Brust von Sebastian Rupp schlägt die Elberfelder Seele mit geschätzten 120 Deziibel: „Ich bin Elberfelder. Mit Barmen habe ich nichts zu tun. Das Zentrum Wuppertals, das ist Elberfeld.“ Nicht immer ist die Seele der Elberfelder ganz so laut und ein Barmer würde sicher das Gegenteil sagen. Aber da treffen wir auf das nächste Problem. Rein geschichtlich verstehen sich Elberfelder und Barmer nur schlecht.

Babylon

Ein Szenario von „Babylonischer Sprachverwirrung“ geisterte durch die Artikel vor der Gemeindereform. Barmer und Wuppertaler sprachen zwei verschiedene Sprachen. Neben der Rheinland-Westfalen-Grenze verläuft auch die Benrather Linie nahe an Wuppertal vorbei. Diese ist die Grenze, bis zu der sich im Mittelalter die zweite Lautverschiebung des Mittelhochdeutschen vollzog. Wer jetzt denkt, das hat heute doch keinen Einfluss mehr, der

irrt. Bis heute trennt die Benrather Linie den hochdeutschen Raum vom nördlichen Niederdeutsch. Südlich machen die Bewohner eine Feier, nördlich machen sie eine Fier.

Insofern ist es erstaunlich, dass die Wuppertaler nach einem so langen Weg der historischen Verschiedenheit, eine gemeinsame Feier wie den Langen Tisch begehen. Das Fest, in diesem Jahr zum 85-jährigen Bestehen der Stadt, war wie die Stadt selbst. Es gab kleine Gemeinschaften, die für sich vor den Häusern saßen, Vohwinkler, die in die weite Welt nach Barmen gingen. Es gab Barmer, die in Elberfeld feierten. Sogar Sebastian Rupp, der Elberfelder, verließ seinen Kiez und erkundete den Langen Tisch erstmals Richtung Barmen. Und es gefiel ihm. Die Schwebebahn fuhr die ganze Nacht und so war Wuppertal zumindest in dieser Nacht eins. Das Wuppertaler Herz konnte in einem Takt schlagen, die Musik gab den Beat vor. Alleine hätte die Schwebebahn die Stadt natürlich nicht zusammenhalten können. Die Wuppertaler selbst, die oft über ihre Stadt schimpfen, lieber mehr wie Düsseldorf sein wollen oder wie Köln, die mangelnde kulturelle Angebote beklagen und sich über die maroden Gebäude ärgern, lieben ihren Stadtteil, ihr Quatier. Und dann gab es am Langen Tisch noch etwas, das alle Stadtteile einte: den Regen. Was bislang noch nicht zusammengewachsen ist, das wächst vielleicht doch noch zusammen. Der Regen wird seinen Teil dazu beitragen. Wuppertal ist schließlich noch jung. Was sind schon 85 Jahre im Vergleich zu den Jahrhunderten der Römerstädte? Da ist noch Zeit. Auf den zweiten Blick kann man es nämlich doch sehen: die Wuppertaler lieben ihre Stadt. •

Ehrenamt tut gut

Immer mehr junge Leute engagieren sich freiwillig sozial – auch beim Sozialdienst katholischer Frauen in Wuppertal.

TEXT UND BILD JENNIFER ABELS

Obwohl die Entwicklung laut Statistik* in Nordrhein-Westfalen rückläufig ist, beobachten einzelne Vereine und Projekte einen Zulauf von jungen Ehrenamtlern. Wie wichtig das ehrenamtliche Engagement ist, weiß Dr. Simone Jostock, Geschäftsführerin des SkF e.V. Wuppertal: „Ohne Freiwillige könnten viele soziale Träger und Vereine ihre Arbeit nur schwer oder gar nicht durchführen. Bei uns ist das ähnlich. Die Ehrenamtlichen helfen uns, die Qualität und Nachhaltigkeit unserer Arbeit zu erhalten.“ Neben rund 70 hauptamtlichen Mitarbeiterinnen sind 119 Ehrenamtliche beim SkF e.V. Wuppertal beschäftigt. Eine davon ist Soojin An. Die 28-Jährige studiert Mediendesign an der Bergischen Universität Wuppertal und betreute im Frühjahr zwei Grundschulkindern bei ihren Hausaufgaben.

„Ich bin durch Freunde und Nachbarn auf's Ehrenamt aufmerksam geworden“, erzählt Soojin An. So wie ihr gehe es vielen, weiß Angelika Leinitz vom Zentrum für gute Taten Wuppertal: „Viele lassen sich von anderen anstecken. Und wir beobachten auch, dass sich vermehrt junge Leute engagieren.“ Freiwilliges Engagement ist zwar eine Kompetenz, die sich gut im Lebenslauf macht, viel wichtiger scheint aber zu sein, sich für das Gemeinwohl stark machen zu können. Laut Freiwilligensurvey 2009* ist die persönliche Befriedigung, die bei der Arbeit mit bedürftigen Menschen entsteht, einer der Hauptgründe für ehrenamtliches Engagement. Besonders junge Erwachsene wollen die Gesellschaft aktiv mitgestalten und viele Schulabgänger die Zeit zwischen Schule und Beruf oder Studium mit etwas Sinnvollem und Nachhaltigem füllen.



Soojin An will sich nach ihrem Studium wieder ehrenamtlich engagieren.

Auch Soojin An hat nicht über Qualifikation nachgedacht, als sie sich beim SkF beworben hatte. „Ich wollte etwas Gutes tun, das war mein fester Vorsatz für's neue Jahr. Dass ich selbst einen so großen Gewinn davon haben

(Fortsetzung Seite 12)



BEITRAG/INTERVIEW

(Fortsetzung von Seite 11)

würde, habe ich nicht erwartet. Die Kinder haben mich mit ihrem Ehrgeiz regelrecht angesteckt.“

Arbeitsfelder für Ehrenamtliche gibt es zahlreiche. „Allein in meinem Fachbereich engagieren sich über 40 Freiwillige in ganz unterschiedlichen Tätigkeitsfeldern“, erklärt Sabine Münch, Fachbereichsleiterin der SkF-Gemeinwesenarbeit. Die Ehrenamtlichen unterstützen bei der Vorbereitung von Festen, betreuen Kinder und Jugendliche bei Hausaufgaben, helfen als Paten in Familien oder bei der Suche nach Ausbildungsplätzen, sie spielen und lesen vor, beraten, helfen und begleiten alte und junge Menschen bei persönlichen und behördlichen Angelegenheiten.

Soojin An investierte für die Hausaufgabenbetreuung ihrer Schülerinnen mehr als drei Monate lang jede Woche drei Stunden. Hinzu kam die Zeit für Busfahrten von Elberfeld nach Oberbarmen und zurück. Das ist viel Aufwand für eine Studentin, die ihr Studium selbst finanziert und im nächsten Jahr abschließen möchte. „Bis zum Ende des Jahres kann ich wegen der anstehenden Prüfungen nicht mehr ehrenamtlich arbeiten“, erzählt sie. „Aber im nächsten Jahr möchte ich gerne wieder etwas machen. Am liebsten wieder mit Kindern.“ •

Information

* Laut der letzten Erhebung im Jahr 2009 engagiert sich in Nordrhein-Westfalen jeder dritte junge Mensch zwischen 14 und 30 Jahren ehrenamtlich. Mit 29 Prozent sind das fast genauso viele wie bei den Über-60-Jährigen. Entgegen der rückläufigen Entwicklung in den letzten Jahren – im Jahr 1999 waren es noch 37 Prozent der jungen Leute – beobachten Institutionen derzeit eine steigende Tendenz.

* Die Daten sind dem Freiwilligensurvey entnommen, einer repräsentativen Erhebung zu Ehrenamt, Freiwilligenarbeit und bürgerschaftlichem Engagement, die im Auftrag des Ministeriums für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen im April 2011 veröffentlicht wurde. Die Zahlen der neuen Erhebung erscheinen im Jahr 2015.

Interesse am Ehrenamt?

Sozialdienst katholischer Frauen e.V.

Dr. Simone Jostock
Bembergstraße 20, 42103 Wuppertal
Tel.: 0202 25 257-0
E-Mail: simone.jostock@skf-wuppertal.de
www.skf-wuppertal.de/de/ehrenamt.html

Zentrum für gute Taten e.V.

Freiwilligenagentur Wuppertal
Concordienstraße 14, 42275 Wuppertal
Tel.: 0202 94 62 04 45
E-Mail: post@zfgt.de
www.zentrumfuergutetaten.de

Öffnungszeiten:

Dienstag 10:00 – 14:00 Uhr
Donnerstag 10:00 – 18:00 Uhr

„Wichtiges Kulturgut“

Gefährdet TTIP auch die Buchpreisbindung?



Bücher sind mehr als ein Nutzgegenstand. Gegenüber der Buchhandlung v. Mackensen findet man den „Offenen Bücherschrank“, hier finden gebrauchte Bücher zu neuen Besitzern.

TEXT **EDUARD URSSU**
BILD **CHRISTOPH SCHÖNBACH**

Das Transatlantische Freihandelsabkommen zwischen der EU und den USA, kurz TTIP, betrifft nicht nur die sogenannten „Chlorhühnchen“. Uneingeschränkter Handel in allen (Wirtschafts-)Bereichen des Lebens, das fordern die Lobbyisten. Die deutsche Buchpreisbindung ist ihnen dabei der sprichwörtliche Dorn im Auge. Welche Folgen ein Aufweichen oder gar eine Abschaffung der Buchpreisbindung hätte, kann derzeit kaum jemand abschätzen. Im Interview mit logisch!-Autor Eduard Urssu erklärt Michael Kozinowski, Inhaber der Buchhandlung v. Mackensen, dass bei den TTIP-Verhandlungen ein wichtiges Kulturgut auf dem Prüfstand steht.

Welche Gefahren birgt das Freihandelsabkommen für den klassischen Buchhandel?

In der Branche gibt es Befürchtungen, dass es Auswirkungen auf das Urheberrecht hat. Das Gemeine an den Verhandlungen ist aber, dass viele Dinge im Verborgenen geschehen und wir nicht wissen, was dort verhandelt wird. Ich sage es mal vorsichtig: Das Buch ist auch ein betriebswirtschaftlich zu betrachtendes Medium. Aber darüber hinaus ist es ein Kulturgut. Und ob das jetzt in diesem Freihandelsabkommen gut aufgehoben ist, da habe ich so meine Zweifel.

Welche Funktion hat die Buchpreisbindung in Deutschland?

Die Buchpreisbindung schützt das Kulturgut ‚Buch‘. Schon zu Zeiten von Helmut Schmidt gab es Bestrebungen, die Buchpreisbindung abzuschaffen. Auch seitens der EU gab es schon solche Bestrebungen.

Das ist aber nicht gelungen. Seitdem haben wir in Deutschland ein Preisbindungsgesetz. Vorher war es eine freiwillige Vereinbarung der Branche, die notariell gestützt wurde. In Ländern wie England, wo die Buchpreisbindung abgeschafft wurde, merkt man, dass die Titelzahlen radikal zurückgegangen sind. Die Bestseller sind preiswerter geworden, weil sie als Lockangebote benutzt werden – auch in Supermärkten und Kaufhäusern. Die Auflagen experimenteller Literatur sind gesunken und deutlich teurer geworden.

Falls die Buchpreisbindung fällt, fehlen uns dann ein Peter Handke oder ein Christoph Ransmayr?

So könnte man es ausdrücken. Also, die Buchpreisbindung gestattet Mischkalkulationen. Ein Bestseller wie Günter Grass finanziert eben junge Autoren mit. Und Autoren müssen eine Chance kriegen, sich auszuprobieren und auch mal einen Flop hinzulegen, nur daraus können sie lernen. Das Buch würde zu der Ware, zu der manche Marktteilnehmer sie ja heute schon machen wollen. Das würde ich sehr bedauern.

Die Global Player wie Amazon haben auch ein großes Interesse, den E-Book-Markt zu liberalisieren. Wie sieht es in diesem Bereich aus?

E-Books werden sicherlich eine große Rolle spielen, weil ja ohnehin der E-Book-Markt in Deutschland und vor allem in den USA von den großen Playern Amazon und Apple beherrscht wird. Die werden ein großes Interesse an diesem Abkommen haben. Ob deutsche Verlage daran Interesse haben werden, möchte ich bezweifeln. Beim deutschen Buchhandel macht der Umsatz im Bereich E-Books gerade einmal zweieinhalb Prozent aus.

(Fortsetzung Seite 13)



INTERVIEW/REPORTAGE

(Fortsetzung von Seite 12)

Warum ist der Umsatz so gering?

Das große Problem ist, dass sie hier kein Buch erwerben, sondern nur das Recht, ein Buch zu lesen. Im Prinzip dürfen sie das E-Book ja gar nicht verleihen. Sie dürfen es der Nachbarin nicht geben, Sie dürfen es nicht verschenken. Das funktioniert alles nicht. Das E-Book ist immer an ein oder zwei Geräte gekoppelt. Sie müssten schon den Reader mitgeben, wenn sie es dem Nachbarn zu Lesen geben wollten. Das Modell ist in Deutschland noch nicht ganz zu Ende gedacht. Deswegen glaube ich auch nicht, dass die Marktanteile sehr stark wachsen werden. Bei Amazon kommt noch das Gefährliche hinzu, wenn

Amazon einen Vertrag mit einem Hersteller eines E-Books ändert, kann er ihnen das E-Book auch wieder wegnehmen. Es kann durchaus passieren, dass auf ihrem Rechner einfach mal Bücher verschwinden, weil Amazon einen anderen Vertrag abgeschlossen hat oder feststellt, dass die Inhalte nicht den Konzernvorstellungen entsprechen. Weil sie vielleicht pornografisch oder politisch nicht eindeutig sind. Das ist ja schon passiert.

Aktuell zeichnet sich ein leichter Aufschwung im klassischen Buchhandel ab. Woran liegt das?

Das Konzept der Großflächenbuchhandlung ist offensichtlich nicht aufgegangen. Es waren zwar schon ganz viele bunte Bücher in Massen auf einem Stapel zu sehen, aber das

alleine reicht nicht. Diese Buchhandlungen haben vergessen, dass sie auch Mitarbeiter brauchen, die auch kompetent und überzeugend und schwärmerisch vom Buch reden können. Das ist ja alles abgebaut worden. Und Kunden haben eben auch gemerkt, dass es nicht reicht, wenn irgendwo etwas rumliegt, sie müssen auch informiert werden. Der Inhaber geführte Buchhandel hat im letzten Jahr zwar nur in kleinen Summen zugenommen. Aber der Marktanteil der unabhängigen Buchhandlungen liegt jetzt wieder über 50 Prozent. Und das ist eine schöne Zahl. Ein Freihandelsabkommen, in der aktuell befürchteten Form würde diesem Wachstum die Grundlage entziehen. •

Ein subversiver Lesezirkel

Der kubanische Untergrundbibliothekar Raúl riskiert viel, um seinen Landsleuten verfemte Literatur nahe zu bringen. Er träumt von einer offenen Gesellschaft.



Mein Informant Pablo und der Untergrundbibliothekar Raúl wollen nicht gezeigt werden, beide leben im alten Teil der Hauptstadt Havanna.

TEXT UND BILD ØLE SCHMIDT

Wenn Polizisten kommen, sprichst du nicht mehr mit mir, und wechselst die Straßenseite.“ Mein Informant Pablo knipst das rechte Auge zu, er möchte entspannt wirken. Wissen wir doch, dass dieser Nachmittag massive Konsequenzen haben könnte. Pablo riskiert Gefängnis. Er will mich zu einem Untergrundbibliothekar führen, einem namenlosen Bekannten, der ihn immer wieder illegal mit Lektüre versorgt, die in Kuba auf dem Index steht. Ein gefährlicher Ausflug. Zumal es Kubanern verboten ist, direkten Kontakt zu Fremden aufzunehmen. Ein verzweifelter Kampf der Regierung gegen die Nebenwirkungen der ungeliebten touristischen Öffnung seit der ökonomischen Depression Anfang der neunziger Jahre, den Tausch von Geld gegen Sex, den Austausch von Gedanken und Ideen, und die damit unweigerlich verbundene Veränderung des Landes. Ich bin als Tourist

eingereist, weil ich journalistische Recherche ohne Betreuung von Sicherheitsbeamten betreiben wollte.

Die Kubaner schimpfen in diesen Tagen über den strengen Winter, das Thermometer will einfach nicht über fünfundzwanzig Grad klettern. Pablo winkt ein Taxi heran. Er legt den Zeigefinger auf seine Lippen. Auch jetzt ist Reden Silber, und Schweigen Gold. Müssen Touristen doch eigentlich mit ausgewiesenen Taxis fahren, teuer und abgeschirmt. Also lassen wir stumm die stolzen Kolonialbauten an uns vorbeiziehen, passieren bröckelnde Fassaden mit den Konterfeis von Fidel Castro und Che Guevara.

„Er wohnt dort vorne“, Pablo zeigt auf ein Eckhaus, nur einen Steinwurf entfernt. Die auffällig unauffälligen Männer der Geheimpolizei in dem Wagen davor sollen nicht sehen, dass wir seinen Gewährsmann besuchen.

Pablo führt mich durch ein Gewirr von Hinterhöfen. Ein Pfiff. Hundegebell. Dann steht er vor uns. Nicht besonders groß, schlank, aus dem braunen Gesicht blitzen wache Augen. Wie soll ich ihn nennen? „Nenn mich Raúl“. Als er meinen entgeisterten Blick sieht, lacht er. „So haben mich meine Freunde schon immer genannt, daran ändert auch Raúl Castros Inthronisierung als Staatschef nichts.“ Wir gehen in seine Wohnung. Von der Hauptstraße schallt der Lärm, schwer beladene Lastwagen lassen den Boden erzittern. „Ich gehöre zu einem Netzwerk unabhängiger Bibliothekare in Kuba“, Raúl spricht langsam, damit Pablo mit dem Übersetzen nachkommt. „Wir bringen Medien in Umlauf, die von der kubanischen Regierung verboten sind.“ Etwa vierzig dieser unabhängigen Bibliotheken gibt es, sie verteilen sich auf alle Provinzen der Insel, in jeder arbeiten zwei Personen.

Die Giftliste verbotener Lektüre ist lang auf Kuba

Die Geburtsstunde dieser Bewegung ist in den späten neunziger Jahren. Fidel Castro sagt damals, dass manche Bücher in Kuba nicht erscheinen, sei dem Mangel an Papier geschuldet, nicht einer staatlichen Zensur. Als Antwort auf diese Polemik gründen Kubaner die erste unabhängige Bibliothek. „Mittlerweile haben wir sogar einen Bringservice für freie Informationen“, sagt Raúl stolz. Boten transportieren die gewünschten Medien in andere Städte und Provinzen.

Raúls Job als Untergrundbibliothekar ist gefährlich, sehr gefährlich. In ihrem jüngst veröffentlichten Bericht *New Castro, Same Cuba* konstatiert *Human Rights Watch*, dass auch unter der Ägide von Raúl Castro Menschenrechte massiv verletzt werden. Die NGO kritisiert eine politische Justiz mit willkürlichen Verhaftungen, Einzelhaft und Umerziehung. Tenor: „Diejenigen Kubaner, die es wagen, Kritik zu üben, leben in ständiger Angst, jederzeit im Gefängnis zu landen.“ Eine mutige Arbeit also, zudem viel Arbeit für Raúl und seine Mitstreiter. Denn die Giftliste der

(Fortsetzung Seite 14)



REPORTAGE

(Fortsetzung von Seite 13)

kubanischen Behörden ist lang, viele prominente Namen finden sich darauf: der Tscheche Milan Kundera, der Mexikaner Octavio Paz, Mario Vargas Llosa aus Peru, der Argentinier Jorge Luis Borges, Alexander Solschenizyn aus Russland. Aber auch die Bücher bekannter kubanischer Autoren wie Reinaldo Arenas und Guillermo Cabrera Infante dürfen auf der Karibikinsel weder gedruckt noch verkauft werden.

„Unser Land wird entweder als Hölle oder als Paradies gesehen. Dahinter verschwindet das reale Kuba“

Ausgerechnet in einem Land, dessen Bildungssystem laut *UNESCO* nicht nur in Lateinamerika vorbildlich ist, werden Gedanken dämonisiert und Meinungen unter Strafe gestellt. Womöglich haben die bärtigen Revolutionäre bei ihrer Entscheidung, Bücher zu verbieten, sogar an einen Ausspruch Goethes gedacht. Befand der in Dichtung und Wahrheit doch: „Zuwachs an Kenntnis ist Zuwachs an Unruhe.“ Und Unruhe ist nun einmal das letzte, was Diktaturen gebrauchen können, seien sie im Namen des Proletariats ausgerufen oder im Fieberwahn eines noch freieren Marktes.

„Die Sache mit Kundera ist sehr interessant“, Raúl lehnt sich entspannt in seinem Stuhl zurück. Sein kariertes Hemd steckt nur widerwillig in der grauen Stoffhose, aus den zu kleinen Ledersandalen ragen die Zehen heraus. „Obwohl seine Bücher hier verboten sind, reichen Studenten sie an den Unis unter der Hand weiter. Ein ermutigendes Beispiel, wie das Prinzip unabhängiger Bibliotheken wirkt.“

Die Porzellanfiguren auf dem Glastisch neben der Couch sind akkurat aufgereiht, überragt werden sie von einem großen Strauß Plastikblumen. So wie es aussieht, brauchen auch Dissidenten Harmonie und sei es nur an den Wänden. Die Kunstdrucke über Raúls Schreibtisch zeigen einen Bergsee, einen Sonnenuntergang, ein Picknick Liebender. Ein bizarrer Kontrast, diese Ikonen heiler Welt in einer Zentrale der Subversion. In der entgegen gesetzten Ecke steht das Bücherregal, in dem die heiße Ware lagert, wegen der wir hier sind. Seltsam unspektakulär wirkt es. Bücher der eingangs erwähnten Autoren stehen dort Rücken an Rücken mit Werken über die kubanische Geschichte und akademischen Publikationen aus Soziologie, Anthropologie und Literaturwissenschaft. Alle verboten.

„Das grundsätzliche Problem ist auch unter Raúl Castro geblieben“, sagte Raúl. „Dem kubanischen Volk wird verwehrt, selbst zu bestimmen, von wem es regiert werden möchte. Es gibt keine Pressefreiheit, keine freien Wahlen, eine willkürlich definierte Versammlungsfreiheit.“ Das staatssozialistische

kubanische Modell ist paternalistisch: Die Regierung garantiert Bildung, eine Analphabetenrate, die den USA gut zu Gesicht stehen würde, eine kostenfreie Gesundheitsversorgung, einen Mindestlohn für alle. Im Gegenzug bestimmen die Herrschenden allerdings auch über die Versorgung mit Informationen und Meinungen – anderswo Zensur genannt – und die Kommunistische Partei tritt außer Konkurrenz an.

Der Diskurs über Menschenrechte in Kuba wird auf einem ideologischen Minenfeld ausgetragen, nicht nur in der deutschen Öffentlichkeit. Wer seine Stimme erhebt, hat schnell falsche Freunde und echte Feinde. Werfen die Castristen das Menschenrecht auf Leben, Nahrung und Teilhabe in die Waagschale, kontern ihre Gegner mit eben der Verletzung von Presse-, Informations- und Bewegungsfreiheit.

Bibliothekare erhalten kein Geld aus dem Ausland

Beide haben Recht, und beide instrumentalisieren die Frage der Menschenrechte, wenn sie die sozialen und die politischen Garantien gegeneinander aufrechnen. „Es wird zuviel über Kuba polemisiert“, beklagte sich denn auch der kubanische Filmemacher Tomas Gutierrez Alea (*Erdbeer und Schokolade*) einst. „Unser Land wird entweder als kommunistische Hölle oder als kommunistisches Paradies gesehen. Dahinter verschwindet oft das reale Kuba.“

Woher kommen die Medien, die er in Umlauf bringt? „Wir erhalten Spenden von Freunden, die Kuba besuchen“, antwortet Raúl. „Nichtregierungsorganisationen schenken uns Bücher, aber auch Technik und USB-Sticks, damit wir Dokumente selbst ausdrucken und weitergeben können.“ Unausgesprochen liegt die Frage nach der Unterstützung durch ausländische Botschaften in der Luft, natürlich. Raúl überrascht mich mit seiner Offenheit. „Natürlich haben wir Kontakt zu westlichen Botschaften, vor allem zu deren Presse- und Kulturabteilungen. Wir nutzen ihren Service, den sie allen Kubanern anbieten; versorgen uns dort mit Büchern, Zeitungen, Magazinen.“ Raúls Mutter, mindestens 70, serviert in einer Gesprächspause Espresso. „Wir erhalten kein Geld aus dem Ausland!“ Diese Feststellung ist Raúl sehr wichtig. „Die kubanische Regierung verbreitet Lügen über die unabhängigen Bibliotheken.“

Unabhängige Journalisten, Gewerkschafter und eben Bibliothekare, sie sind am meisten von Repression und Haft bedroht. Die Organisation Reporter ohne Grenzen führt Kuba in ihrer jährlichen Rangliste der Pressefreiheit auf Platz 170, schlechter sei es um diese lediglich in fünf Staaten weltweit bestellt, etwa in Iran und in Nordkorea. Kann er noch ruhig schlafen? „Ich versuche, meine Ängste zu kontrollieren. Und: Unsere Arbeit trägt Früchte. Die kubanische Gesellschaft ist of-

fener, als sie es nach der Revolution jemals war.“ Und wieder überrascht Raúl mich. „Die politische Polizei weiß, welche Arbeit ich mache.“ Wie bitte? Steht er also unter dem Schutz von jemandem, und sitzt nur darum nicht im Gefängnis? „Nein, die kubanische Regierung zahlt immer noch einen hohen politischen Preis für die vielen Verhaftungen und drakonischen Urteile im Jahr 2003, etwa bei Verhandlungen mit der EU und anderen Staaten. Deshalb zeigt sie derzeit einen gewissen Grad an Toleranz.“ 75 Oppositionelle waren damals im schwarzen Frühling zu Haftstrafen von insgesamt 1.475 Jahren verurteilt wurden.

Doch auch Raúl zahlt einen Preis für seinen Widerstand. Als der Student der Sozialen Kommunikation vor einigen Jahren die Forderung nach einer neuen Verfassung für Kuba unterschreibt, das *Projekt Varela*, muss er mit Anderen die Universität verlassen. „Noch bin ich ein freier Mann.“ Raúl lacht. „Doch die politische Justiz schwebt wie ein Damoklesschwert über uns. Und vielleicht erfährst du morgen schon, dass ich verhaftet worden bin.“ Als Raúl zur Toilette geht, flüstert Pablo: „Er selbst würde das nie sagen, doch Raúl gehört zu den herausragenden Aktivisten der kubanischen Opposition. Das solltest du wissen.“

Raúls Schlusswort? „Wir wollen ein besseres Kuba als das, wovon unsere Väter träumten. In dem Menschen Demokratie und gleiche Rechte genießen. Der so genannte Sozialismus hier funktioniert seit einem halben Jahrhundert nicht.“ Und da sei noch etwas. Raúls Augen glänzen wie die eines Jungen kurz vor der Beschörung. Ob ich ihm wohl Musik schicken könnte? Der kubanische Untergrund-Bibliothekar wünscht sich deutschen Mainstream-Rock, ausgerechnet von den *Scorpions*. Ich nicke höflich. Wenige Augenblicke später ist er schon wieder ganz politischer Aktivist. „Noch besser wäre es natürlich, der unabhängigen Bibliothek den Spielfilm *Good Bye, Lenin!* zu spenden.“

Auf der Rückfahrt weicht unsere Anspannung allmählich. Kurz vor dem Parque Central, im Herzen Havannas, kommt, wie aus dem Nichts, ein Polizist. Er will Pablos Ausweis sehen. „Ich weiß, dass ihr zusammengehört, wir beobachten euch schon länger.“ Obwohl er jung ist, weiß er, wie Druck funktioniert. Pablo ist starr vor Angst. Mein Puls rast. Hat es etwas mit dem Interview zu tun? „Was bist du bereit zu geben, damit dein Freund nicht die nächsten Tage auf der Wache verbringt?“, fragt der Polizist mich grinsend. Pablos Freiheit kostet an diesem Abend umgerechnet acht Dollar. •



Die ganze Reportage können sie auch nachhören unter: www.kck42.de/bibliothek



ARTIKEL

„Ich gehöre eigentlich nirgendwo hin“

Der Wuppertaler Goran Milovanovic hat einen hohen Preis für ein Leben zwischen den Welten bezahlt.



Selbst während der Fußballweltmeisterschaft fühlte sich Goran Milovanovic keinem Land zugehörig. Freude über den deutschen WM-Sieg? Eher nicht.

TEXT UND BILD **EDUARD URSSU**

Mit 18 Jahren sollte er Deutschland verlassen, obwohl er hier geboren war: Goran Milovanovic war in einen Konflikt der hiesigen Behörden mit den Nachfolgestaaten Jugoslawiens geraten. Es folgte eine emotionale Odyssee, die den heute 42-Jährigen psychisch krank machte.

Heute kann Goran Milovanovic fast mit etwas Gelassenheit auf seine letzten 25 Jahre zurückblicken. Fast. Immer wieder erfasst ihn eine innere Unruhe, obwohl sein Leben mittlerweile geordnet ist. Etwas fahrig und unstrukturiert wirken seine Worte, wenn er von seinem schwersten Lebensabschnitt erzählt. Denn Goran Milovanovic absolvierte es eigentlich gar nicht geben. Und als er dann doch da war, gehörte er nirgendwo hin. Sein Vater kam in den Siebzigerjahren aus dem damaligen Jugoslawien nach Deutschland. Abkommen zwischen beiden Staaten sorgten für die vereinfachte „Einfuhr“ von günstigen Arbeitskräften. Arbeiten, essen, schlafen, arbeiten – so war der Plan. Privatleben? Fehlangeize! Davon zeugten auch die trostlosen Arbeiterwohnheime, zum Beispiel am Kleinen Werth. Eine Integration der ausländischen Arbeiter in die deutsche Gesellschaft war schlicht: unerwünscht.

„Dann lernte mein Vater meine Mutter kennen“, sagt Goran Milovanovic, „kurze Zeit darauf wurde ich geboren.“ Doch die Gründung von Familien war in den Staatsverträgen nicht vorgesehen. Eine entsprechende Integrationsstrategie für sie gab es nicht. „Mich dürfte es

gar nicht geben“, eine Erkenntnis, die Goran Milovanovic in vielen Situationen gespiegelt bekam: „Während meiner Grundschulzeit in Wichlinghausen oder auf der Realschule Ost – immer saß ich zwischen den Stühlen. Seine Eltern förderten ihn, wo sie nur konnten, erinnert sich Goran Milovanovic: „Bei uns zuhause hieß es immer ‚Wissen ist Macht, nichts wissen ist blöd‘. Danach versuchte ich zu leben. Und gelesen habe ich immer schon gerne.“ Doch sein Weg zum sogenannten Berufsverweigerer war da bereits gegeben.

Wenig Unterstützung

Dabei gab es immer wieder Menschen, die ihn unterstützen wollten. „Es gab da zum Beispiel einen Lehrer an der Realschule, oder eine Betreuerin im Sozialamt“, erinnert sich Goran Milovanovic. Doch der soziale und gesellschaftliche Druck war zu groß. Zumal es ein Kampf an drei Fronten war: „Da war immer mein Status der Duldung und der damit verbundene Gang zur Ausländerbehörde, die frustrierende Situation auf dem Sozialamt und meine katastrophale finanzielle Situation. Und dann noch der Kampf mit den jugoslawischen Behörden.“ Bereits mit 16 Jahren sah sich Goran Milovanovic einer Flut von Problemen gegenüber. Das Gravierendste aber war seine Staatenlosigkeit. Nachdem die Republik Jugoslawien in den Neunzigerjahren zerfiel, wusste er nicht mehr, wohin. „Ich fühlte mich als Deutscher“, erinnert er sich, „aber mein Reisepass sagte etwas anderes.“

Doch dieser Reisepass war nun nicht mehr gültig, das bestätigte ihm ein Schreiben der

diplomatischen Vertretung Serbiens: „Ich habe einen zweisprachigen Brief erhalten, ich sollte mich melden. Dort wurde mir durch die Blume gesagt, dass ich zuerst meinen Militärdienst antreten müsse, um überhaupt als serbischer Staatsbürger anerkannt zu werden. Das kam für mich nicht infrage. Schließlich zeichnete sich da schon der Krieg ab. Um den bürokratischen Ablauf zu ‚beschleunigen‘, hätte ich auch noch Geld zahlen können. Mehrere Tausend Euro. Aber ohne eine Garantie, dass ich nicht doch eingezogen werde.“ Geld zahlen, das man nicht hat, trotzdem in den Krieg ziehen müssen und mit dem Schlimmsten rechnen – das konnte und wollte Goran Milovanovic sich nicht leisten. „Ich hatte Angst, dass ich sterben könnte“, bringt er es auf den Punkt.

Psyche leidet

Die Ungewissheit, die drohende Abschiebung, all das hat den empfindsamen Jugendlichen damals stark mitgenommen. Irgendwann machte seine Psyche nicht mehr mit. Mit 20 Jahren hatte Goran Milovanovic seinen ersten Zusammenbruch und wurde fortan gesetzlich betreut. „Ich habe dann von diesem ganzen bürokratischen Prozess kaum etwas mitbekommen. Amnesty International, die engagierten Anwälte, alles lief irgendwie an mir vorbei. Ich habe viele Jahre in der Psychiatrie zugebracht. Insgesamt drei stationäre Aufenthalte und aktuell meine ambulante Behandlung. Aber auch unter denen die ‚anders‘ sind, fühlte ich mich immer noch ein wenig mehr anders“, sagt er. Bis 2005 zog sich seine quälende Unsicherheit hin, dann endlich ein Silberstreif am Horizont. „Mit der Regierungsübernahme der SPD änderte sich die Gesetzeslage. Die Möglichkeit zur Beantragung der Doppelten Staatsbürgerschaft war mein Glück. Vor allem, dass sich die Behörden auf jugoslawischer Seite quer stellten. Meine deutsche Einbürgerungsurkunde habe ich dann im kleinen Rahmen, in irgendeinem Hinterzimmer erhalten“, erinnert sich Goran Milovanovic.

Eigeninitiative

Mit der Einbürgerungsurkunde in der Hand war dennoch erst der halbe Kampf gewonnen. Ohne Ausbildung, ohne berufliche Perspektive – nun war Eigeninitiative und Kreativität gefragt. „Ich habe nicht mehr auf Wunder gewartet. Wenn ich eines gelernt habe, dann ist es, dass ich mein Leben selbst in die Hand nehmen muss“, erzählt Goran Milovanovic. Auf Umwegen und mit der Unterstützung eines kirchlichen Trägers konnte er eine theaterpädagogische Ausbildung machen. Mittlerweile arbeitet Goran Milovanovic beim Projekt „Oase“ zur Wiederbelebung des Stadtteils Wichlinghausen. „Meine schlechten Erfahrungen haben mich kreativ gemacht. Das war sozusagen die Grundlage für einen Beruf im künstlerischen Bereich. Und mittlerweile bin ich mit mir im Reinen, mit den Behörden noch nicht“, sagt Goran Milovanovic und ringt sich ein leichtes Lächeln ab. •



MELDUNG/AKTUELLES

„Du hast mich erforscht, und Du kennst mich“

Erster gemeinsamer Gottesdienst für Unbedachte von Stadt und Kirchen

TEXT DR. WERNER KLEINE

Die Würde des Menschen endet nicht mit dem Tod. Der Respekt vor den Toten, ihrem gelebten Leben, ist vielmehr ein Auftrag für die Lebenden. Und wie eine Gesellschaft diesen Respekt zeigt, sagt immer auch etwas über sie selbst aus. Die christliche Hoffnung auf die Auferstehung vom Tode geht noch einen Schritt weiter. Die zwischenmenschliche Gemeinschaft endet nicht mit dem Tod, sie überdauert ihn: Trauerfeiern und Totengedenken bringen das zum Ausdruck.

Es gehört allerdings zur gesellschaftlichen Realität, dass manche Menschen ohne Geleit bestattet werden. Meist gibt es keine Angehörigen, die eine Trauerfeier organisieren könnten. In diesen Fällen stehen die Kommunen in der Pflicht, für eine Bestattung zu sorgen.

Es ist bemerkenswert, dass die Stadt Wuppertal ihr Anliegen für eine Trauerfeier für Unbedachte vor einiger Zeit an die evangelische und katholische Kirche herangetragen hatte. Uwe Temme, der Leiter des städtischen Ressorts Soziales, wollte sich mit einer einfachen Bestattung für diejenigen ohne Angehörige nicht zufrieden geben. Sie drohe zu einem Verwaltungsakt zu werden. Zu einer würdigen Bestattung gehört für ihn auch eine Trauerfeier, in der das Leben des Einzelnen gewürdigt wird. Temme möchte, dass niemand in Wuppertal unbedacht bestattet wird. „Menschen, die in unserer Stadt gelebt haben und hier verstorben sind, sollen nicht vergessen werden. Wir möchten uns gegen die Anonymität stellen“, begründet deshalb auch der Wuppertaler Oberbürgermeister Peter Jung die nun vereinbarte gemeinsame Initiative von Stadt und Kirchen.

Für die Kirchen ist das schon lange selbstverständlich. So ist bei sogenannten Ordnungsamtsbeerdigungen verstorbener Katholiken in Wuppertal immer ein katholischer Geistlicher anwesend; sie werden also nicht „unbedacht“ verabschiedet. Gerade weil aber jeder Mensch von Gott ins Dasein gerufen wurde, stieß die Initiative von Uwe Temme bei Stadtdechant Dr. Bruno Kurth und Superintendentin Ilka Federschmidt auf offene Ohren.

So fand am 9. Mai 2014 unter großer Anteilnahme der erste Gottesdienst für Unbedachte unter der Leitung von Stadtdechant Dr. Bruno Kurth in St. Laurentius statt. In ihrer Predigt wies Superintendentin Ilka Federschmidt darauf hin, dass „die Liebe Gottes, die niemandem vergisst, die eines jeden Menschen gedenkt, ihre Namen auch unserem Gedenken“ befiehlt. So wurden schließlich die Namen

der 35 Menschen, die im vergangenen Jahr unbedacht bestattet wurden, von Uwe Temme, Oberbürgermeister Peter Jung, Diakoniedirektor Dr. Martin Hamburger und Caritasdirektor Dr. Christoph Humburg verlesen; sie entzündeten für jede Person eine Kerze.

An dem Gottesdienst wirkten außerdem Pastoralreferent Herbert Scholl (Seelsorger für Obdachlose, Drogenabhängige und Prostituierte in Wuppertal) sowie Pfarrerin Norma Lennartz mit. Herbert Scholl feiert jährlich auf der Wuppertaler „Platte“ einen Gottesdienst für verstorbene Drogenabhängige und ihre Angehörigen. •

Was Wann Wo

ansprechBAR

Neue Wege der Kirche zu den Menschen zu suchen, gehört zu den zentralen Aufgaben der Katholischen Citykirche Wuppertal. Deshalb geht sie dorthin, wo die Menschen sind - auch und gerade in Cafés.

Jeweils am ersten Mittwoch im Monat wird dann eine Mitarbeiterin bzw. ein Mitarbeiter der Katholischen Citykirche Wuppertal in der Zeit von 13.00 bis 14.00 Uhr im Café Engel, Friedrich-Ebert-Str. 13, Wuppertal-Elberfeld, zu einem Gespräch über Gott und die Welt bereit sein. Das Erkennungszeichen ist eine auf dem Tisch stehende „ansprechBAR“-Karte.

Termine: **03.09.14, 01.10.14, 05.11.14**

Info: Katholische Citykirche Wuppertal
Tel.: 02 02/42 96 96 74

Glaubensinformation

Die Katholische Citykirche Wuppertal bietet Glaubensinformationen für alle am katholischen Glauben Interessierten an.

Termine: **10.09.14, 17.09.14, 01.10.14,**
jeweils von 19.30 bis 21.00 Uhr

Ort: Katholisches Stadthaus,
Laurentiusstr. 7, 42103 Wuppertal, 1. Etage
Info: Katholische Citykirche Wuppertal,
Tel.: 02 02/42 96 96 74

Dialog für Kirchenkritiker und Zweifler

Die Katholische Citykirche Wuppertal und die KGI Fides-Stelle Wuppertal bieten Kirchenkritikern und Zweiflern die Möglichkeit eines Dialogs an. Sprechstunden sind immer am letzten Donnerstag im Monat oder nach Vereinbarung.

Termine: **25.09.14, 30.10.14, 27.11.14,**
jeweils von 12.30 bis 13.30 Uhr
Ort: Katholisches Stadthaus, Laurentiusstr. 7,
42103 Wuppertal, 1. Etage
Info: Katholische Citykirche Wuppertal,
Tel.: 02 02/42 96 96 74

Sprechstunde für wiederverheiratet Geschiedene

Die KGI Fides-Stelle Wuppertal (Katholische Wiedereintrittsstelle) lädt zu einer Sprechstunde für wiederverheiratet Geschiedene ein.

Während der Sprechstunde steht Pastoralreferent Dr. Werner Kleine als Gesprächspartner zur Verfügung. In dieser Zeit ist er auch telefonisch unter 02 02/42 96 96 75 zu erreichen. Die Sprechstunde findet in der Regel am ersten Donnerstag im Monat (außerhalb der Schulferien) statt. Die Klärung von Ehefragen, die das katholische Kirchenrecht betreffen, ist häufig ein wichtiger Bestandteil bei der Aufnahme Erwachsener durch Taufe, Übertritt oder Wiedereintritt in die katholische Kirche.

Die nächste Sprechstunde findet am Donnerstag, den **4. September 2014**, von 14.30 bis 15.30 Uhr im Katholischen Stadthaus (Laurentiusstr. 7, 42103 Wuppertal-Elberfeld, 1. Etage) statt. Weitere Informationen sind im Internet unter www.kgi-wuppertal.de abrufbar.

Gottesdienste für Familien mit behinderten Kindern und Jugendlichen

Jeden Sonntag finden Gottesdienste für Familien mit behinderten Kindern um 11.30 Uhr in St. Konrad, Hatzfelder Str. 265, statt.

Info: Pfarrer Werner Hodick,
Tel.: 02 02/2 52 13 61 oder Pastoralreferent
Dr. Werner Kleine, Tel.: 02 02/42 96 96 75.

Lichtfeier

Jeden Donnerstag findet um 18.30 Uhr eine Lichtfeier (Abendlob mit Lucernar) in St. Laurentius statt.

Mystagogische Kirchenführung

Im Unterschied zu herkömmlichen Kirchenführungen, die eher kunst- oder architekturgeschichtlich orientiert sind, möchte die mystagogische Kirchenführung den Kirchenraum als Kultraum erschließen.

Ort: Basilika St. Laurentius, Laurentiusplatz,
Wuppertal-Elberfeld

Termine: **12.09.14, 20.09.14, 25.09.14,**

30.10.14, 27.11.14, jeweils 19.00 Uhr

Ort: St. Antonius, Unterdörnen 137,
Wuppertal-Barmen

Termine: **23.09.14, 28.10.14, 25.11.14,**
jeweils 18.00 Uhr

St. Martin

Die Katholische Citykirche Wuppertal und die IG Friedrich-Ebert-Straße laden auch in diesem Jahr wieder zum Wuppertaler Martinszug am **10. November 2014** ein. Der Umzug beginnt um 17.00 Uhr auf dem Laurentiusplatz und führt über die Friedrich-Ebert-Straße, die Sophienstraße, die Luisenstraße, die Erholungsstraße, die Herzogstraße und den Kasi-nokreisel zurück zum Laurentiusplatz. Dort findet zum Abschluss ein Martinsspiel statt. Der Caritas-Kinderhospizdienst schenkt gegen eine Spende Kinderpunsch und Glühwein aus. Im letzten Jahr nahmen über 1.500 Menschen am Wuppertaler Martinszug teil.

Tiersegnung

Die Segnung von Tieren macht uns auf unsere besondere Verpflichtung für die Schöpfung aufmerksam. Die diesjährige Tiersegnung beginnt am **4. Oktober 2014** um 17.00 Uhr auf dem Laurentiusplatz in Wuppertal-Elberfeld.